Badische Heimat 65 (1985)

Jüdische Friedhöfe im Kraichgau

Udo Theobald, Karlsruhe

Das Kriegerdenkmal am Eingang zum jüdischen Friedhof von Eppingen (Foto: Theobald)

Jüdische Friedhöfe gehören zu den interessantesten Zeugnissen von Geschichte und Gesellschaft. Einer der fundamentalen israelitischen Glaubensgrundsätze, die Unantastbarkeit der Totenruhe, führt dazu, daß Gräber und Grabmale über Jahrhunderte erhalten bleiben und die Jüdischen Friedhöfe über Generationen hinweg wachsen, während auf den anderen Friedhöfen nach Ablauf von Ruhefristen die Gräber abgeräumt werden. Wo ein jüdischer Friedhof dennoch ganz oder teilweise zerstört wurde, ist dies ein Zeichen für eine Konfrontation verschiedener Geisteswelten, oft auch für einen feindseligen Akt Andersdenkender, insbesondere derjenigen, die Macht innegehabt und nicht zum Wohle Aller gebraucht haben. Erstaunlicherweise haben die meisten jüdischen Friedhöfe auch die Zeit überstanden, in der fast alle anderen Zeugen jüdischer Kulturgeschichte in Deutschland, allen voran die Synagogen, vernichtet wurden. So sind diese Friedhöfe die letzten und gleichwohl ältesten Zeugnisse einer langen Geschichte. Im Land-

kreis Karlsruhe finden wir sie in Bretten, Bruchsal, Flehingen, Huttenheim, Jöhlingen, Mingolsheim, Neuenbürg, Obergrombach, Oberöwisheim und Weingarten. In Karlsruhe gibt es 4 jüdische Friedhöfe: Einen kleinen in Grötzingen, den alten an der Kriegsstraße (dies war der zweite in Karlsruhe, der erste lag am Rüppurrer Tor) sowie den orthodoxen und den liberalen rechts vom Haupteingang des Hauptfriedhofes an der Haid- und Neu-Straße. In Binau, Bad Rappenau, Eichtersheim, Ittlingen, Michelfeld, Sinsheim, Stein, Mosbach, Eberbach, Walldorf und Meckesheim gibt es kleinere Friedhöfe, in Wiesloch, Berwangen und Eppingen größere. Große Verbandsfriedhöfe finden wir in Waibstadt und Heinsheim, heute Ortsteil von Bad Rappenau. Der Waibstadter hat z. B. eine Fläche von über 23 000 m^2; dort ist auch eine Besonderheit zu bewundern: Vor dem Friedhof steht ein großes Mausoleum für den jüdischen Mit- und Ehrenbürger der Stadt Weil. Solcher Pomp ist ausgesprochen untypisch für Juden; im Tode sind alle gleich, dies kommt normalerweise auch in einheitlichen schlichten Gräbern und Grabmalen zum Ausdruck.

Die Lage der Friedhöfe — oft weitab der Dörfer und Städte — oder auch die Art des Geländes — oft ein unfruchtbarer karstiger Steilhang oder ein landwirtschaftlich nicht nutzbarer Zwickel — spiegeln das Verhältnis der früheren Obrigkeit und Mitbürger zu den örtlichen Juden. Auch die Anlage eines Verbandsfriedhofes für weite Regionen oder aber die Anlage eines eigenen kleinen Friedhofes sind häufig nur als Folge dieses Verhältnisses und der allgemeinen damaligen Situation zu verstehen: So mußte z. B. ein Ver-

Jüdischer Friedhof in Waibstadt (Foto: Theobald)

storbener oftmals einen weiten mühevollen Weg zur Begräbnisstätte überführt werden, wobei unterwegs in dem kleinteiligen deutschen Territorium noch mehrfach Zollgebühren auf die Leiche als Transportgut erhoben wurden. Da war es dann unter Umständen doch sicherer und günstiger, einen eigenen kleinen Friedhof (wie beispielsweise in Jöhlingen) anzulegen. Wo die Obrigkeit kein derartiges Gelände zur Verfügung stellte oder aber niemand solches verkaufen wollte, war man eben auf die Anlage von Verbandsfriedhöfen im Gebiet einer liberaleren Herrschaft angewiesen, die dann vielen jüdischen Mitgliedsgemeinden dienten.

Ein Beispiel dafür ist der Oberöwisheimer Friedhof. Etwas außerhalb des Ortes liegt er an einem Steilhang im Gewann Reimenhelden. Er ist über 9000 m^2 groß und geht bis ins Jahr 1629 zurück. Im neueren Teil liegt Reihe über Reihe von Gräbern, der größere — ältere — Teil ist dagegen von Bäumen überwachsen und wirkt aus der Ferne wie ein kleiner Wald; er ist durchweg mit Grabstätten belegt, allerdings sind viele der Grabsteine eingesunken, verwittert oder können überhaupt nicht mehr aufgefunden werden, so daß man auch nicht mehr die Lage aller Grabstätten nachweisen kann. In den letzten Jahren wurden die Steine, die umlagen oder noch nicht ganz im Boden versackt waren, wieder aufgerichtet. Darunter finden wir viele sehr alte Steine, die durch den Boden bestens geschützt waren. So sind dies heute hervorragende Beispiele für die Steinmetzarbeit wie auch für die Gestaltung der Schrift und deren Inhalt, da sie praktisch im ursprünglichen Zustand erhalten sind, während anderswo gerade die älteren Grabsteine weitgehend den Unbilden der Witterung, insbesondere der heutigen aggressiven Luft zum Opfer gefallen sind.

Der Friedhof ist übrigens nicht der einzige Verbandsfriedhof, der auf einer Gemarkung angelegt wurde, in deren Gemeinden es nie eine jüdische Bevölkerung gab. Mit Sicherheit gab es zu keiner Zeit eine Jüdische Gemeinde in Oberöwisheim, es haben aber wohl auch niemals Juden dort gelebt. Wie es dennoch zur Entstehung eines Friedhofes hier kam, schildern Hundsnurscher/Taddey in „Die jüdischen Gemeinden in Baden“: Die Herren von Helmstadt und Sternenfels besaßen bei Oberöwisheim einen unfruchtbaren Steilhang, der um 1620 als Schulgut jährlich 3 Gulden eintrug. Die Eigentümer wollten aus dieser Einöde einen höheren Ertrag herauswirtschaften und boten sie daher den Kraichgauer Juden, für die die Überführung der Toten nach Worms mit Zöllen und in Kriegszeiten obendrein noch mit Gefahren verbunden war, als Begräbnisplatz an. Damals betrug die Zahl der jüdischen Familien im Kraichgau kaum 15. „Außer 11 Gulden jährlichem Bodenzins waren für jede Leiche über 7 Jahre ein Gulden, unter 7 Jahren 30 Kreuzer zu entrichten.“ 1738 war der bisherige Friedhof belegt und wurde vergrößert. „Nach der Vergrößerung verlangte auch das Ritterstift Odenheim von jeder jüdischen Leiche, die durch sein Gebiet gefahren wurde, ein Gulden 30 Kreuzer Leichenzoll. Die Juden in Waibstadt, Eppingen und Bretten legten daher bald eigene Friedhöfe an.“ Der Friedhof in Waibstadt war auch ein Verbandsfriedhof. In Oberöwisheim wurden danach noch die Juden aus Menzingen, Münzesheim und Odenheim begraben. Dies war auch der Grund, warum im Jahre 1956 der Gemeinderat von Oberöwisheim ablehnte, $^1/_4$ der Kosten für die Instandsetzung des Friedhofes zu tragen. Das Regierungspräsidium hat damals auf Kosten des Landes die Grabsteine wieder herrichten lassen. Später hat die Gemeinde Oberöwisheim, heute die Stadt Kraichtal, aber die laufende Pflege übernommen. Gerade in den letzten 2 Jahren hat die Stadt nach den Vorschlägen des Oberrates und des Regierungspräsidiums die gesamte Friedhofsanlage „generalsaniert“, d.h. Treppenanlagen, Wege und Zäune in Ordnung gebracht, Unterholz entfernt usw. und dabei auch einen Teil der Kosten selbst getragen.

In Menzingen und Gochsheim existieren noch die alten Synagogen und werden umgebaut als Wohnhaus genutzt, von der Münzesheimer ist nichts mehr erhalten. Die Odenheimer Gemeinde soll übrigens schon seit dem Mittelalter bestanden haben. Gegenüber dem Odenheimer (nichtjüdischen) Friedhof finden wir noch den Flurnamen „Moschebuckel", benannt nach dem Eigentümer einer großen Wiese, Moses Flegenheimer. Die letzte Beerdigung auf dem Friedhof von Oberöwisheim erfolgte im Dezember 1938.

Der kleinste jüdische Friedhof weit und breit liegt im Kraichtaler Ortsteil Neuenbürg. Inmitten des allgemeinen Friedhofs an der Neuen Straße in Richtung Odenheim am nördlichen Ortsrand von Neuenbürg finden wir eine kleine Anlage mit 7 Gräbern, deren Grabsteine jüdische Zeichen aufweisen.

Auch in Neuenbürg gab es nie eine Jüdische Gemeinde. Zu dem Kuriosum einer solch kleinen jüdischen Friedhofsanlage innerhalb des christlichen Friedhofes kam es folgendermaßen: Aus dem Konzentrationslager Vaihingen wurden nach der Besetzung durch französische Truppen im Jahre 1945 typhuskranke KZ-Häftlinge nach Neuenbürg gebracht, dessen Bevölkerung evakuiert war. Es handelte sich um über 500 Menschen, insbesondere Polen. Wir finden deshalb auf demselben Friedhof gleich vor der erwähnten kleinen Anlage mit Gräbern von Juden eine etwas größere Anlage mit einheitlich gestalteten kleinen Grabsteinen, auf denen wir durchweg polnische Namen lesen können. Diese wie auch die 7 Juden, die ebenfalls aus Polen stammten, starben in Neuenbürg an Typhus und wurden deshalb dort begraben.

Als man die verstorbenen polnischen Juden dort begrub, gehörte das Gelände noch einem Neuenbürger Landwirt; es grenzte unmittelbar an den christlichen Friedhof an. Infolge der zwischenzeitlich erfolgten Erweiterung umschließt heute der allgemeine Friedhof diese Anlage. Ursprünglich waren auch nur auf 2 Gräbern Grabsteine (wohl durch die Angehörigen) gesetzt worden; erst in den 50er Jahren wurde aus dem ganzen eine Anlage geschaffen, aus der dann die heutige hervorgegangen ist; 1965 wurden auch auf den restlichen 5 Gräbern durch die Gemeinde Grabplatten aufgestellt. Anschließend entstand im wesentlichen die Anlage in ihrer heutigen Form.

Noch ein Beispiel sei hier näher dargestellt: In Bruchsal finden wir den größten jüdischen Friedhof im heutigen Landkreis Karlsruhe mit einer Gesamtfläche von 15 420 m^2 (einschließlich der Zufahrtswege). Er liegt am Waldrand, zum größten Teil jedoch innerhalb des Waldes, und grenzt unmittelbar an den Schieß-Übungsplatz der Eichelberg-Kaserne an. Er erstreckt sich über die alten Gemarkungsgrenzen hinweg; zu etwa $^2/_3$ gehört er zum Obergrombacher Gewann „Kantengießer", zu etwa $^1/_3$ zum Gewann „Eichelberg" der Bruchsaler Gemarkung. Trotz der großen Fläche finden wir auf diesem Friedhof nur 430 Gräber, zum größten Teil in Reihen, im ältesten Teil auch verstreut. Ein Großteil der baumbestandenen und freien Fläche ist nicht mit Gräbern belegt.

Unter dem Naziregime wurden alle bis dahin jüdischen Besitzungen Eigentum einer eigens dafür geschaffenen Reichsinstitution, welche die Grundstücke dann meistens zu Spottpreisen verkaufte. Soweit derartige Verkäufe nicht nach dem Ende der Naziherrschaft durch Zusatzverträge, Nachzahlungen oder Vergleiche legalisiert wurden, wurden diese Grundstücke zunächst einmal Eigentum der Jewish Restitution Successor Organisation mit dem Sitz in New York, der sogenannten „IRSO". Dieses Schicksal teilten auch die meisten Friedhöfe. Die IRSO war Ansprechpartner, bis sich wieder der Oberrat der Israeliten Badens um die Friedhöfe im ehemaligen Lande Baden kümmern konnte. Aufgrund der damaligen Vereinbarungen wurde dann ab 1953 die Pflege von den Gemeindeverwaltungen übernommen.

Grabstein auf dem Waibstädter Friedhof (Foto: Theobald)

Anfangs der 50er Jahre wurde der Obergrombacher Friedhof (wie z. B. auch der Mingolsheimer) dementsprechend im Auftrag und auf Rechnung der IRSO von einem Privatmann gepflegt; der Landwirt aus Obergrombach erhielt dafür monatlich 5,— DM. Danach wurde der Friedhof Eichelberg/Kantengießer zunächst von der Stadt Bruchsal und den Gemeinden Untergrombach und Obergrombach gemeinsam gepflegt; Untergrombach sah sich dazu vor allem dadurch veranlaßt, daß in der Bevölkerung die Rede davon war, daß der Friedhof nach 1933 durch Untergrombacher Einwohner beschädigt worden sei. Später hat dann die Stadt Obergrombach federführend die Betreuung übernommen, seit 1961 betreut ihn die Friedhofsverwaltung der Stadt Bruchsal. Ende der 50er Jahre wurde der neuere Teil des Friedhofes durch Anlage von Wegen besser begehbar gemacht; der ältere Teil wurde hergerichtet, aber in seinem früheren Zustand belassen. Der Eingang wurde dabei in den Wald in die Nähe des Standortes der zerstörten Leichenhalle gelegt, so daß man jetzt von der Zufahrtsstraße zur Eichelbergkaserne

aus abzweigend über Waldwege den Friedhof erreichen kann; früher erfolgte der Zugang ausschließlich über Feldwege von der Obergrombacher Gemarkung aus, die die jüdische Gemeinde bzw. der Begräbnisverband ebenfalls hatten erwerben müssen.

Auch dieser Friedhof ist ein sogenannter Verbandsfriedhof. Er wurde 1632 für die Juden des Fürstbistums Speyer angelegt. Vorher wurden die Toten nach Worms zur Beerdigung gebracht, wobei Zoll auf die Leichen zu entrichten war. Nun konnte man diesen einsparen, indem die jüdischen Toten aus der ganzen Umgebung auf diesem neuen Friedhof begraben wurden, insbesondere aus Bruchsal, Untergrombach und Obergrombach, Jöhlingen, Östringen und Mingolsheim. Zeitweise wurden auch aus der weiteren Umgebung — von Durlach über Bretten oder gar Pforzheim bis Heidelsheim und Graben — jüdische Tote hier bestattet. Erst im 19. Jahrhundert legten dann diese anderen jüdischen Gemeinden nach und nach eigene Friedhöfe an. Seitdem diente er nur noch den Gemeinden in Obergrombach, Untergrombach und Bruchsal zur Bestattung ihrer Toten. In Bruchsal wurde schließlich dann ein eigener neuer Friedhof unmittelbar beim allgemeinen Friedhof angelegt. Der Friedhof am Eichelberg wurde aber noch bis 1937 belegt.

Mit Sicherheit gab es bereits während des 30jährigen Krieges in Untergrombach Juden. Die Untergrombacher Juden waren meist als Kaufleute — insbesondere im Tabak- und Salzhandel — tätig. Mitte des 18. Jahrhun-

Jüdischer Friedhof von Angelbachtal-Eichtersheim (Foto: Theobald)

derts sind 10 Familien belegt, im 19. Jahrhundert wuchs die jüdische Gemeinde bis zu 116 Mitgliedern an und nahm dann bis 1933 wieder auf 32 ab.
Ähnliches gilt für Obergrombach; die dortige Gemeinde blieb allerdings kleiner, 1825 sind 43 Mitglieder belegt. Sie wurde 1888 schließlich aufgelöst und gehörte seitdem zu Untergrombach. Gustav von Bohlen und Halbach, der dortige Schloßeigentümer, erwarb damals die Synagoge und baute sie zu einer evangelischen Kirche um. Beide Gemeinden, schließlich vereint, gehörten dem Rabbinatsbezirk Bruchsal an. Die Untergrombacher Synagoge wurde wie die meisten in der „Kristallnacht" 1938 demoliert und später abgebrochen.
Im November 1982 hat die Stadt Bruchsal in der Nähe des Eingangs des Eichelberg-Friedhofes einen Gedenkstein zum Andenken an ihre israelitischen Mitbürger errichtet.
Warum es gerade in unserer Gegend so viele jüdische Friedhöfe gibt, ist ebenfalls leicht aus der Geschichte zu erklären: Nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr. waren die Juden in alle Welt zerstreut, lebten in Diaspora. Sehnsucht und Verheißung verbanden sie alle mit ihrem gelobten Lande, doch mußten sie sehen, wo und zu welchen Bedingungen sie bleiben konnten. In islamischen Staaten wurden sie zwar weniger verfolgt als in den früheren christlichen Staaten, doch wurden sie auch dort von schweren Steuern gedrückt. Hier wie dort galten sie oft als ausgegrenzte und verachtete, immer wieder auch als verfemte und verfolgte Gruppe. Ihre Wohngebiete mußten sie überteuert bezahlen, oft mußten sie in Ghettos leben. Erst mit der Einführung des modernen Begriffs des freien Bürgers konnten auch sie Bürgerrechte fordern, die vorher an die christliche Konfession gebunden waren. Zunächst geschah dies in Amerika, dann durch Aufklärung und im Gefolge der französischen Revolution auch in Europa. In dem als besonders liberal geltenden Baden kam es sehr früh zu der Errichtung eines „Oberrates der Israeliten Badens" und der Einräumung der Bürgerrechte (1809); die letzten Einschränkungen fielen dann Mitte des 19. Jahrhunderts weg.
Wie akzeptiert und sogar geschützt das Judentum dann in diesem Baden war, zeigt sich in vielerlei Episoden, so z. B. in der Anwesenheit des Großherzogs bei der Einweihung der Karlsruher Synagoge, die auch vom großherzoglich badischen Hof- und Staatsbaumeister Durm erbaut wurde (die Vorgängerin war ebenfalls von einem berühmten Hofbaumeister, nämlich Friedrich Weinbrenner errichtet worden), oder daß Großherzog Ludwig persönlich den jüdischen Hofbankier von Haber nach Karlsruhe begleitete, um ihn und sein Haus vor den von Schriften aufgeputschten Massen im sogenannten Hep-Hep-Sturm von 1819 zu schützen.
Erstaunlicherweise haben neben einigen wenigen Synagogen fast alle jüdischen Friedhöfe die vielen Stürme, Hetzkampagnen und schließlich die sogenannte Reichskristallnacht überstanden. So sind sie ein Dokument von höchster Bedeutung für die Geschichte des Judentums, dessen Verhältnis zu unserer Gesellschaft und unserem Staat, sein Selbstverständnis und seine Religion.
Auf den meisten jüdischen Friedhöfen sind Kriegerdenkmale zu finden, z. B. gleich am Eingang des Eppinger Friedhofes. Viele jüdische Mitbürger zogen — zum großen Teil freiwillig — für Deutschland in den 1. Weltkrieg und ließen ihr Leben für Heimat und Vaterland. Um so weniger konnten sie schon zu Beginn des „Dritten Reiches" die Feindseligkeiten der Vertreter dieses deutschen Staates verstehen. 20 Jahre nachdem diejenigen, die nicht gefallen, sondern mit Kriegsauszeichnungen wie EK I und II aus diesem Einsatz für Deutschland zurückgekehrt waren, wurden sie im Rahmen desselben Deutschlands als Volksfeinde Nr. 1 „liquidiert"!
Das Schicksal der jüdischen Friedhöfe in den letzten 3 Jahrzehnten ist ein Spiegelbild der neuesten Geschichte der Juden in Deutsch-

land. Wenn wir sehen, wie unser Staat, unsere Gesellschaft sich diesen Friedhöfen gegenüber verhält, so können wir darin nicht nur ein neues Geschichtsbewußtsein oder moralische Wiedergutmachung und Reue sehen, sondern ganz sicher auch einen Ausdruck des Verständnisses, das dieser Staat und diese Gesellschaft von und zu den unter uns lebenden jüdischen Mitbürgern, ja zu allen Minderheiten hat.

In den Städten und Dörfern des Kraichgaues gibt es keine eigenständige Jüdische Gemeinde mehr. Nur in den Städten Karlsruhe, Mannheim und Heidelberg und damit für die jeweilige Umgebung gibt es heute wieder solche. In Karlsruhe ist auch der Sitz des Oberrates der Israeliten für alle Gemeinden im ehemaligen Landesteil Baden.

Synagogengebäude sind allerdings noch etliche erhalten, wenn sie auch nicht mehr ihrer früheren Bestimmung dienen. Meist wurden sie zu Wohnhäusern umgebaut, wenn die Synagogenbenutzung aufgegeben worden war (teilweise schon längst vor dem Dritten Reich, teilweise auch als Folge der damaligen Verfolgung oder weil das Gebäude zwangsweise in die von den Nationalsozialisten errichtete Abwicklungsorganisation für jüdisches Eigentum überführt worden war). Wir finden diese Gebäude noch mehr oder weniger erhalten, umgebaut oder in Resten z. B. in folgenden Orten: Mingolsheim, Bauerbach, Diedelsheim, Heidelsheim, Obergrombach, Untergrombach, Gondelsheim, Gochsheim, Menzingen, Weingarten (hier nur noch Reste der Umfassungsmauer).

In anderen Orten wurden die Synagogengebäude abgebrochen. Sofern sie nicht schon früher aufgegeben und ungenutzt oder abgerissen waren, fielen sie spätestens in der sogenannten Reichskristallnacht oder in den Jahren danach. Mit Sicherheit gab es in früheren Zeiten einmal Synagogen in Bretten, Bruchsal, Liedolsheim, Ettlingen, Graben-Neudorf, Münzesheim, Malsch, Flehingen, Östringen, Odenheim, Philippsburg, Jöhlingen.

Geht man auf die jüdischen Friedhöfe, so fällt einem auch sehr rasch auf, wann im wesentlichen die Jahreszahlen der Todesfälle bzw. Bestattungen enden. Auch dies spiegelt die Geschichte wider: Am 22. Oktober 1940 lief im ganzen sogenannten Gau Baden eine planmäßige Abschiebeaktion an, in der Gestapo und Gendamerie ohne Widerstand in einer im Nachhinein stolz als „reibungslos" gemeldeten Verhaftungsaktion jeweils innerhalb von Minuten oder wenigen Stunden fast alle Juden zusammentrommelten und in das noch unbesetzte Frankreich abschoben. Auch vor den Mannheimer und Karlsruher Altersheimen machte man nicht halt. Nur noch in Mischehen lebende Juden durften bleiben, viele brachten sich in ihrer Verzweiflung um, 6000 wurden nach Frankreich verbracht. Nach langem Hin und Her landeten die meisten dieser badischen Juden schließlich in dem Internierungslager, das für Flüchtlinge des spanischen Bürgerkrieges errichtet worden war, in dem kleine Pyrenäendorf Gurs. 1500 starben dort und sind auf den Begräbnisstätten Gurs und Noé bestattet. Einige wenige konnten fliehen, die anderen ließen schließlich in den Vernichtungslagern Auschwitz und Maidanek ihr Leben.

Heute werden alle jüdischen Friedhöfe von den politischen Gemeinden betreut. Die hierzu erforderlichen Hinweise geben die Beauftragten des Oberrates und das Regierungspräsidium. Regelmäßig gibt es Besichtigungen durch die Vertreter dieser Institutionen, gelegentlich kommt es auch zu Grundsatzgesprächen, an denen dann außerdem der Landesrabbiner und der Vorsitzende des Oberrates teilnehmen. Dabei werden Zweifelsfragen — vor allem aus religiöser Sicht — geklärt und größere Aktionen abgesprochen. So wurde in letzter Zeit neben Oberöwisheim z. B. auch in Flehingen die ganze Friedhofsanlage — unter Wahrung der religiösen und traditionellen Anschauungen — wiederhergerichtet, ausgelichtet, Grabsteine gehoben, Wege, Treppen und Umzäunungen gerichtet bzw. erneuert.

Die für diese Pflege und Instandsetzung entstehenden Kosten werden den Gemeinden zum größten Teil vom Regierungspräsidium aus Bundes- und Landesmitteln erstattet.

Von Udo Theobald ist im Badenia Verlag, Karlsruhe erschienen: „Der Jüdische Friedhof, Zeuge der Geschichte — Zeugnis der Kultur", 104 Seiten mit über 80 Zeichnungen und Photographien, 24,80 DM.

Dabei war es eine so friedliche Landschaft, in welcher der Geburtsort lag. Der Odenwald und der Schwarzwald lassen zwischen ihren südlichen und nörlichen Ausläufern Platz für ein Hügelland, das Kraichgau heißt und das mit seinen Kleinstädten und Dörfern, mit seinen Menschen und seinen Kulturtaten so bescheiden ist, daß nur wenige diese Landschaft kennen. Bäche ziehen durch die bald lehmgelbe, bald ziegelrote Mergelerde; die wichtigen Straßen und Eisenbahnlinien führen am Rande vorbei. Dort, am Rande auch, liegen die Städte, die weithin Klang haben: Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Speyer, Heilbronn. Bauernaufstände, an die zerstörte Burgen erinnern, eine Schlacht im Dreißigjährigen Krieg, die Tilly verlor, und das „Lerchennest", jene Scheune in Steinsfurt, aus welcher Friedrich II. als junger Kronprinz fliehen wollte, doch verraten wurde — historische Ereignisse, die mir früh bewußt waren. Das Nachbardorf Eichtersheim kann auf zwei bedeutende Männer hinweisen: Friedrich Hecker — der Revolutionär von 1848, dem die Geschichtsschreiber Naturkraft und Intelligenz nachrühmen — hat dort sein Geburtshaus. Und in der Apotheke des gleichen Dorfes war im vorigen Jahrhundert Friedrich Ratzel — der Geopolitiker, den selbst gebildete Deutsche nicht kennen — vier Jahre lang als Lehrling tätig. Er hat den Kraichgau geologisch untersucht, und keiner hat das Hügelland genauer beschrieben als er. Die roten Pyramidenhügel entlang des Angelbachtals verglich er mit Tusculum!

Das Dorf Mühlhausen, wo ich am 1. Juli 1919 geboren wurden, hatte nur einen bescheidenen Ruf. Es hatte ein Dutzend große und kleine Zigarrenfabriken und, um die Jahrhundertwende, einen theaterbegeisterten Pfarrer, der eine Festhalle mit einer großen Bühne baute, eine Laienspielgruppe und ein Orchester unterhielt.

Um und in einem Gasthaus versammeln sich die Leute gern. Zum Mittagstisch kamen die Lehrer und Lehrerinnen, zum Stammtisch am Nachmittag der Bürgermeister, der Ratsschreiber, die Zigarrenfabrikanten, die Aufseher und die selbstbewußten Handwerker. Am Abend kamen die Reisenden und die Händler, die über Nacht blieben; die Kollegen meines Vaters kamen, Gastwirte, Metzger, Viehhändler aus den Dörfern ringsherum, und die Juden, die im Nachbardorf ein Viertel für sich, eine Synagoge und eine Schule hatten. Im Sommer kamen die Drescher und im Herbst die Jäger mit ihren Treibern und Hunden, am Abend mit ihrer Beute: Hasen, Fasane, Füchse, Rehe. Die Feiertage wurden — wenn die Kirche aus war — in der Gaststube und im Tanzsaal weitergefeiert. Die Arbeitslosen vertranken am Freitag ihr Stempelgeld. Es gab Händel, Messerstechereien, Parteiversammlungen, Demonstrationen. Ich sah, wie Betrunkene unseren Hund mit dem Taschenmesser zerstückelten und wie angesehene Herren unsere Dienstmädchen verfolgten.

Ich habe beobachtet. Ich habe die Stammgäste in ein Skizzenbuch gezeichnet und habe, heimlich, ihre unsinnigen, banalen Reden, so wortgetreu wie ich konnte, mitgeschrieben. So unverwertbar diese Dialoge waren — der Drang zum Realismus hat sich früh gemeldet, und die Banalität der Reden, die ewigen Wiederholungen und die spontanen, trockenen Sentenzen habe ich lange, bevor ich den ersten Hemingway las, als Zehnjähriger entdeckt.

Darf man das alles erzählen? Wen fesselt noch dieses dörflich kraichgauische Panoptikum? Erst als diese Kindheit aufgeschrieben war, meldeten sich die Zweifel. Eine ebenso intellektuelle wie aparte Schriftstellerin kommentierte meinen Band *Wölfe und Tauben* mit dem Ausruf: „Oh, Sie haben ja eine Heimat!" In ihr Erstaunen war Skepsis verpackt. Ich überhörte sie nicht; und ich überlese die Skepsis nicht, wenn die Rezensenten das kleinbürgerliche Milieu anmerken. Ich kann mich verteidigen mit den vielen, vielen Dichtern, denen die Stuben des Kleinbürgertums zu Welt wurden und die mit der gleichen Inständigkeit von ihrer Kindheit erzählt haben — jeder nach seiner Stilart, jeder nach seiner Melodie; und jeder mit der gleichen Sehnsucht: den unwiederholbaren Anfang des Lebens wachzurufen und zu bewahren.

Hans Bender,
Autobiographisches Nachwort in: „Das wiegende Haus", Reclam, 1968

Gochsheim, Kleinod auf dem Kalksteinfelsen

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Blick auf Gochsheim mit Martinskirche Foto: Jörg Vögely

Eine Perle des Kraichgaues ist das Städtchen Gochsheim. Aufgebaut auf einem Kalksteinfelsen, der die Kraich in einem weiten Bogen zum Ausweichen zwingt, grüßt es in das Tal hinab. Der Besucher, der sich Gochsheim von der Talseite her nähert, ist beeindruckt von der Schönheit der Lage, denn wie eine Krone schmiegt sich die alte Siedlung um den steilabfallenden Hügel. Gewiß ein idealer Platz zur Anlage einer Burg mit einem Dorfe drumherum, und auch heute noch bietet Gochsheim in seinem alten Kern das schöne Bild eines befestigten Ortes, hinter dessen Mauern sich alles zusammenballt. Kein Wunder, daß in Gochsheim der Platz einst karg bemessen war, und erst in neuerer Zeit entstanden neue Ortsteile in offener Feldlage. Schmale und schmalste Gäßchen zweigen von der Hauptstraße ab und verschwinden bergabwärts, und eng beieinander stehen die Giebel der Häuser. Heimliche und malerische Winkel, wohin man blickt, Partien, die jedes Malerauge entzücken können. Um die Brunnen des alten Gochsheim rankt sich eine Sage. Man erzählte sich, daß einst ein Mädchen aus Gochsheim einem Herrn von Eberstein, Herren des Städtchens, durch eine beim Tanz überreichte Rose in der Blu-

mensprache noch rechtzeitig von einem Anschlag seiner Feinde gegen ihn und sein Schloß Gochsheim Nachricht gegeben habe, wodurch er sich gegen den Überfall schützen konnte. Zur Erinnerung an dieses Ereignis habe der Graf von dieser Zeit an seinem Eber im Wappen noch die Rose beigefügt und das Bild der Jungfrau mit der Rose auf allen Brunnen aufstellen lassen[1]). Leider muß man feststellen, daß z. Z. die Jungfrau mit der Rose auf dem Rathausbrunnen fehlt. Es ist aber mit Sicherheit zu hoffen, daß dieses Wahrzeichen des Städtchens bald wieder angebracht wird.

Aus der Geschichte

Gochsheim blickt auf eine sehr wechselvolle und oft sehr notvolle Geschichte zurück. Die Niederlassung wird erstmals 804 im Lorscher Kodex genannt. Einen eigenen Ortsadel scheint es nicht gegeben zu haben, Gochsheim war schon früh Besitz der Herren von Eberstein, die es als kurpfälzisches Lehen trugen, und die auch die heute nicht mehr vorhandene Burg erbauten. Der ursprüngliche Ort Gochsheim lag im Tale in der Nähe der Talmühle. Ein Ebersteiner veranlaßte die Bürger, das offene Dorf aufzugeben und sich im Schutze der Burg anzusiedeln. Eine Urkunde aus dem Jahre 1220 vermeldet: „Anno Dom: 1220. Alß Kayser Friedrich der ander (II.) dieses Namens vf der Reiß in (nach) Cizilien war/vnd in dieser Burg sein Nachtlager hatte/ließ er diesen Flecken mit Mauern umbfangen/vnd mit Marktrechten begaben/ auch gab er den Innwohnern zum Eygenthum den Enzberger Waldt mit dem ganzen Waldrecht."[2])

Mauern und Marktrechte gehörten zu den Voraussetzungen einer Stadt, seit 1272 nannte sich Gochsheim oppidum. Der Lehnsherr Ruprecht von der Pfalz gewährte den Gochsheimern besondere Vorrechte bezüglich der Jahr- und Wochenmärkte und der Gerichte, die er 1406 bestätigte.

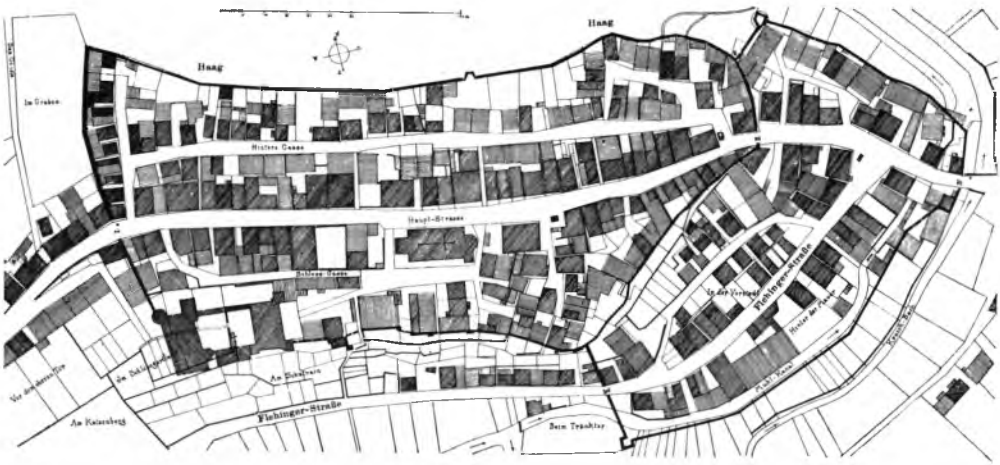
Einschneidend für Gochsheim war die sog. Bayrische Fehde 1504, in deren Verlauf herzog Ulrich von Württemberg das Städtchen einnahm, es wurde württembergisch. Aber der Herzog belehnte die Ebersteiner weiter damit. Wilhelm IV. von Eberstein (1497—1522) führte 1556 die Reformation ein. Im 30jährigen Krieg wurde das befestigte Gochsheim Zuflucht der Bewohner aus den umliegenden Dörfern, besonders in den Jahren 1634—1638. Zum Glück sammelte „das arme Dorfschulmeisterlein" Samuel Friedrich Sauter die alten Nachrichten des Flehinger Pfarrers Kalb, die so erhalten blieben und in dem Werk von Leopold Feigenbutz „Der Kraichgau und seine Orte" 1878 veröffentlicht wurden. Zur Illustration der entsetzlichen Leiden der Bevölkerung seien ein paar charakteristische Einträge des Flehinger Pfarrers zitiert:

(1635) Den 12. Juni ist dem Joseph Hagenmüller von Flehingen ein Knäblein zu Gochsheim gestorben mit Namen Daniel und daselbst begraben worden. Den 28. Juni ist demselben ein Knab von 12 Jahren, Hanß genannt, daselbst gestorben und begraben worden. Den 14. Juli ist dessen Hausfrau Margaretha daselbst gestorben und begraben worden. Den 4. August ist von demselben wieder ein Kind gestorben.

In diesem Jahr vom 5. November 1634 bis 20. Oktober 1635 sind bei 200 Menschen gros und klein aus Flehinger Gemeinde theils in Flehingen, die meisten aber auf der Flucht in Gochsheim gestorben und begraben worden. Viele sind Hungers und Kummers verschmachtet. Viele starben an der Pest, einige wurden von Soldaten jämmerlich ermordet.

(1636) Den 21. Juli ist elendiglich gestorben und von ihrem eigenen Mann zu Grab getragen und begraben worden: Barbara, Hans Kochen Hausfrau, vorher Martin Kellers hinterlassene Wittib, nachher ihr die Soldaten den schwedischen Trunk, wie man ihn nennt, zu versuchen gegeben haben.

(1636) Den 30. Dezember ist zu Flehingen verwelket wie ein dürres Laub, vertrocknet, wie ein Scherb, aus großer Hungersnoth verschrumpfen, wie ein Sch. . ., Margaretha, weylandt Hanß Sattlers hinterlassene Tochter, ein jung, grad stark Mensch (Weibsperson, nicht verächtlich gemeint), aber sie hat sich abgeschmachtet, daß sie keinem Menschen mehr ähnlich gewesen.[3])



Ortsplan von Gochsheim mit Befestigungen
Aus: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten, Tübingen 1913

Durch die Heirat der letzten Ebersteinerin Albertina Sophia Esther mit Herzog Friedrich August v. Württemberg-Neuenstadt kam Gochsheim an die Wttbg.-Neuenstadter Linie (1679). Schwer wurde Gochsheim durch die Ereignisse des Pfälzischen Erbfolgekrieges getroffen. Die Franzosen unter De Bouffleur eroberten am 2. August 1689 das Städtchen und hausten gegen Verteidiger und Bürger fürchterlich. Nach einem Bericht dauerte das Gemetzel drei Stunden, „während welcher Zeit, Männer, Weiber, Kinder ohne Gnaden förmlich abgeschlachtet wurden".[4]) An diesem Tage wurde Gochsheim bis auf drei Häuser, vielleicht sogar bis auf eines, die unten am Kraichbach lagen, völlig niedergebrannt. „In dem in einen Steinhaufen verfallenen Gochsheim hausten die Bewohner zunächst in Löchern, Kellern und Gewölben; dann ließ Herzog Friedrich August das vordere heutige Schloß wieder mit Dächern eindecken, damit die Gochsheimer ihren Gottesdienst daselbst abhalten konnten."[5]) Mit Hilfe des Herzogs kam es dann 1698 zum Wiederaufbau der Stadt und der Kirche. Herzog Friedrich August starb 1716, seine Frau, die letzte Ebersteinerin, 1728. Die ehemalige Landhofmeisterin von Würben, unter dem Namen von Grävenitz besser bekannt, bekam Gochsheim als Kunkellehen. Sie gab das Lehen aber bald an Württemberg zurück, und Gochsheim blieb bis 1806 württembergisch.

Noch einmal wurde Gochsheim durch Brand schwer heimgesucht. Am 25. August 1739 vernichtete ein Großfeuer 75 Gebäude, darunter die Kirche, der obere Turm, das Pfarr-, Amts- und Schulhaus, das Präzeptorat, die Apotheke und das Rathaus.

Damit soll der geschichtliche Überblick beendet werden, und das Fehlen interessanter Epochen muß in Kauf genommen werden, z. B. die Schilderung der Ansiedlung der Waldenser mit ihren großen Schwierigkeiten[6]), oder die Zeit des Bauernkrieges, als sich der Kraichgauer Haufen unter Anton Eisenhut in Gochsheim sammelte.

Das befestigte Gochsheim

Zur Erläuterung des hier abgebildeten Planes der Stadtbefestigung ist folgendes zu sagen: Die Stadt, auf einem schmalen Bergvorsprung über der Kraich gelegen, bildete mit

der Ringmauer bis ins 19. Jahrhundert hinein ein Oval von Osten nach Westen mit steilem Abfall nach der Nord- und Südseite. Die ältere Befestigung zog in halber Berghöhe um Altstadt und Schloß herum, Westmauer mit dem Obertor vor dem schmalen Sattel, den der vorspringende Höhenrücken zwischen dem nördlichen und südlichen Tal übrig läßt, die östliche Mauer mit dem ehemaligen Alten Tor, dem Mitteltor, das zwischen dem Wirtshaus „Zum Lamm" und der Hauptstr. Nr. 70 stand. Die beiden dazwischen liegenden Mauerzüge der Nord- und Südseite benützten den Steilabfall zu den beiden Tälern. Die jüngere Ummauerung der Vorstadt hatte einen Ausgang nach Flehingen, das sog. Rote Tor, und einen weiteren am östlichen Ende der heutigen Hauptstraße unmittelbar vor der Kraichbrücke, das sog. Untere Tor.

Die hier in groben Zügen aufgezeigte Befestigungsanlage ist in ihren Resten heute noch erhalten und deutlich sichtbar[7]).

Die Martinskirche

Unter den bedeutenden Gebäuden Gochsheims ist neben dem Schloß vor allem die Martinskirche zu nennen. Die nicht mehr existierende erste Martinskirche lag außerhalb des Ortes in der Nähe der Talmühle und wurde schon im 13. Jahrhundert die alte Kirche genannt. 1339 war die spätere Stadtkirche auf dem Felsen noch eine Kapelle. Der Turm wurde 1499 errichtet, und damals scheint der Name Martinskirche von der alten auf die neue übertragen worden zu sein. 1531 erscheint das Gotteshaus endgültig als die städtische Martinskirche. Keine hundert Jahre später wurde das Langhaus baufällig. Der berühmte Stuttgarter fürstliche Baumeister Heinrich Schickhardt besichtigte 1617 das Bauwerk und machte Vorschläge zu einem Neubau, der dann auch unter erheblichen Kosten errichtet wurde. Diese Schickhardt-Kirche verbrannte bis auf den Turm am 2. August 1689. Mit Hilfe des Herzogs

Die Martinskirche zu Gochsheim 1704
Aus: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten

Silhouette Gochsheims mit Schloß und Martinskirche Foto: Jörg Vögely

konnte schon 1698 ein Neubau unter der Leitung des fürstlichen Baumeisters Anton Petri begonnen werden. Diese Kirche wurde 1704 in Gegenwart des Herzogs feierlich eingeweiht. Das Original der zu diesem Ereignis geprägten Erinnerungsmedaille befindet sich im Münzkabinett des Bad. Landesmuseums in Karlsruhe. Die Kirche spiegelt getreu das Schicksal des Ortes wider. Auch die Petri-Kirche ging bei dem großen Brand am 25. August 1739 zugrunde. Wieder mußte aufgebaut werden, diesmal unter der Leitung des Meisters Barth. Keßler. 1742 wurde die wiederhergestellte Kirche eingeweiht. „Aber schon 1786 mußte dieser Restaurationsbau auf Befehl der herzogl. Regierung teilweise wieder abgerissen und neu aufgebaut werden. Den Umbau leitete der herrschaftliche Werk- und Baumeister Joh. Martin Jacobi aus Balingen . . . Die Kirche wurde 1788 mit einem Kostenaufwand von 11 360 Gulden fertig."[8])

Die Kirche heute: Beim Turm sind von dem älteren Bau noch drei Stockwerke erhalten. Charakteristisch ist oberhalb eines vorkragenden Holzgesimses, durch schräge Zwikkel übergeleitet, ein Oktogon aus Riegelwänden mit Schallöffnungen von 1742, darauf die Haube samt Laterne, Zwiebeldach und Kreuzstange. Alle sonstigen eingebrochenen Fenster am Turm rühren von dem Umbauten von 1704 und 1742 her[9]). Das Langhaus nennt Rott einen nüchternen Barockbau von 1704 mit den Umbauten von 1742 und 1786. Es besitzt je 5 Fensterachsen mit je einer Tür in der Nord- und Südwand und hohen, rundbogig geschlossenen Fenstern. Im Chor fanden sich 1908 anl. der Einrichtung einer Zentralheizung viele Gebeine und Reste von Särgen. Die Sakristei ist zweistöckig. Zur ehemaligen herrschaftlichen Loge führte, wie der hier abgebildete Stich von 1704 zeigt, außen eine Treppe empor. Heute ist der Logenzugang vermauert. Bemerkenswert sind die

im Innern der Kirche befindlichen Grabsteine (weißer Sandstein, Höhe jeder Platte 2,14 m, Breite 0,98 m) von Herzog Friedrich August v. Württemberg und seiner Gemahlin Albertina Sophia Esther geb. Gräfin von Eberstein.
Die schöne und ihre Umgebung überragende Kirche fügt sich hervorragend in das Ortsbild und den Komplex des Schlosses ein und prägt das Stadtbild entscheidend.

Das Rathaus

Das Rathaus ist ein Gebäude aus dem Jahre 1773. Es ist ein großer, zweistöckiger Bau mit (Zitat nach Rott) „beiderseits abgewalmten Faltendach, darüber Türmchen mit Laterne und Haube, seitlich zwei Kugelaufsätze in Sternenform". Das Gebäude besitzt zahlreiche interessante Details, so z. B. seitlich der Tordurchfahrt eine „Tür von eigenartigem Aufbau mit gebrochenem Giebel", an der Ostseite mehrere bemerkenswerte, eingemauerte Inschriftsteine.

Das Schloß

Es ist keine Inschrift an den Gebäuden erhalten, die über die Bauzeit der vormals zwei Schlösser, des vorderen und des hinteren, Auskunft gibt. Man nimmt als ziemlich gesichert an, daß Graf Wilhelm IV. von Eberstein (1497—1512) der erste Bauherr war. Der Grundriß vom J. M. Jacobi aus dem Jahre 1787, der hier abgebildet ist, zeigt, daß das hintere Schloß ein verschobenes Rechteck bildete mit zwei Treppentürmen nach der Hofseite und einen Rundturm im Nordwesten. Das vordere Schloß ist jüngeren Datums, nach Rott wurde es 1580 erbaut. Der

Schloß Gochsheim Foto: Jörg Vögely

Schloß Gochsheim vom Innenhof aus Foto: Jörg Vögely

Schreckenstag 2. August 1689 ging auch am Schloß nicht spurlos vorbei. Die alten Tür- und Fensterumrahmungen haben aber das verheerende Feuer überdauert, so daß wahrscheinlich nur das Dach und die oberen Fachwerkteile dem Brand zum Opfer fielen, die, wie weiter oben schon gesagt, von Herzog Friedrich August wieder hergestellt wurden. Die Bauaufnahme von 1787 gibt eine genaue Beschreibung der Anlage. Sie ist bei Rott auf Seite 71/72 zitiert. Da der Band allgemein den Interessierten nicht ohne weiteres zugänglich ist, sei die Beschreibung hier wenigstens für den ersten Stock angeführt:

„Ist das Gochsheimer mittelmäßige noch gute Schloßgebäude.

Ist zusammen lang, was das Schloßgebäude ohne den Wassergraben und die Erker betrift, verglichen weil alles schief lauft, 191 Schu breit, die vordere Flügel 78 Schu, der hintere Flügel ist breit ohne die Hofküchen, Erker, Bronnen und Waschhausgebäude $95\,^1/_2$ Schu, hoch $15\,^1/_2$ Schu.

1. Seind die Wassergräben zu 2 Seiten an dem Schloß. 2. Eine jemalige Stuben, ist breit und lang 9 Schu, die Decke ist gewikelt und bestochen und der Boden mit Britter belegt. 3. Eine Kammer . . . 4. Eine Kammer, die Decke ist gewikelt und bestochen und geweißt, der Boden mit Britter belegt . . . 5. Ist die ehemalige herschaftl. Hofküchen, ist zum Theil mit einem gewölbten Caminschoos versehen, der Boden mit Blatten belegt, welches vor jetzo zu einem gemeinschaftl. Wasch- und Backhaus gebraucht wird. 6. Ist ein Rundell, wo das Gartengeschirr aufgehebt wird. 7. Ist die Schneken Steegen zu der Schul- und des Schulmeisters Wohnung. 8. sind 2 Gewölber und vor jetzo der Gang und Wandel in den herrschaftl. Garten, wo der Oberamtmann in Bestand hat und die Böden mit Blatten belegt. 9. Seynd Keller, wo der Kellerei Beamte zu genießen hat, die Gewölber seind gut und die Boden mit Blatten belegt . . . 10. Ist die Schneken Stiegen zur Kellerei und zur Praeceptors Wohnung. 11. Ist der Schloßhof, welcher gepflastert ist. 12. Ist des Oberamtmanns Materialien Kammer, die Decke ist mit nichts bedeckt, der Boden aber mit Blatten belegt. 13. Ist des Oberamtmanns Waschhaus, die Decke ist gewikelt und mit einem Caminschoos versehen . . . 14. Ist der

Schloßbronnen mit einem steinernen Kasten umgeben. 15. Ist die Schneken Stiegen zu der Oberamtey Behausung etc. und gut. 16. War eine jemalige Stuben, jetzt aber des Oberamtmanns Hozstall . . . 17. Ist ein Stüble, wie (unter 2) beschrieben worden ist. 18. Sind 2 Argiv Gewölber und die Böden mit Blatten belegt. 19. Ist der Wandel von der Brücke durchs Gewölb in Schloßhof und der Boden gepflästert. 20. Die Brücke über den Waßergraben und der Boden gepflästert. Vor dem vorderen Schloß befand sich ein Vorhof mit beiderseitigen Flügelbauten: Das Torwarthaus, Stallungen, Scheunen und die ‚ehemalige Gutschern Remies, wo bei Bauung der Kirchen der Gottesdienst gehalten worden.'"[10])

Rudolf Herzer, der verdiente Heimatforscher und Ehrenbürger der Stadt Gochsheim, berichtet über die weitere Verwendung des Schlosses:

„Nach 1729 in den Schlössern untergebrachte Wohnungen und Behörden: In dem ehemaligen Burggebäude: Eichamt, Forstverwaltung und Amtsphysikat bis 1815. Im hinteren Schloß: Im Kellergeschoß: Weinlager der Amtskellerei bis 1815. Im Erdgeschoß oder 1. Stock: Die Amtskellerei bis 1815. Im 2. Stock: Präzeptoratswohnung 1752—1808, Lateinschule 1779—1807, deutsche Schule 1779—1828.
Vor 1728 waren im 2. Stock auf der Nordhälfte der Rittersaal und im Rondell des Nordwestturmes die Waffenkammer und auf der südlichen Hälfte der Speisesaal untergebracht.
Im 3. Stock (Dachgeschoß) wohnten vor 1728 die Hofbediensteten, u. a. die Kammerfrau der Herzogin, Sophie Margarete Heinrich, die bis zu ihrem Ableben (1757) hier das Wohnrecht hatte. Sie wohnte auf der nördlichen Hälfte, während der Präzeptor die Räume der südlichen Hälfte beanspruchte. Nach dem Ableben der Heinrichs bekam der deutsche Schulmeister diese Wohnung.
Im vorderen Schloß: Im Kellergeschoß in den beiden Osttürmen zwei Kerker; in der Mitte eine Dunkelzelle. Die übrigen Keller dienten als Vorratskeller für Wein, Obst und Gemüse. Im Erdgeschoß oder 1. Stock: Rechts des Eingangs eine Schulmeisterswohnung 1739—1757, über die sich der Schulmeister wegen Feuchtigkeit sehr beklagte. Links des Eingangs (Südseite) die Deutsch-Lateinische Schule 1739—1815, später die Kinderschule. Im 2. Stock Wohnung der Amtmänner 1729—1815, dann die deutsche Schule bis 1905. Im 3. Stock (Dachgeschoß) Amtsräume und z. T. Wohnungen der Amtmänner 1729—1815, anschließend Lehrerwohnungen bis 1970."[11])

Erhalten geblieben und die Zeiten überdauert hat das vordere Schloß. Rott beschreibt es folgendermaßen: „Es ist ein Putzbau mit Aufmauerung der Ecken in sauber gehauenen Quadern. Es bildet ein Rechteck mit fast westöstlich verlaufender Achse und wird an der Ostseite von je einem Untergeschoß quadratischen und dann ins Oktogen übergehenden Eckturm, an der Südwestecke des Hofes von einem Treppenturm im gleichen Aufbau flankiert. An der entsprechenden Nordwestecke vermittelt ein halbrundes Treppentürmchen den Zugang von der Veranda des Obergeschosses zu den höheren Gelassen. Die Nord- und Südseite überragen massive Renaissancegiebel, volutenartig geschweift mit Zierkugeln auf den Gesimsenden und auf der Krönung."[12]) Diese Beschreibung vermittelt schon einen guten Eindruck, ohne auf die vielen baulichen und kunsthistorisch interessanten Details einzugehen. Dies würde auch den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Immer schön ist das profilierte Eingangstor, das noch die Einlagen der ehemaligen Zugbrücke aufweist. Der Weg führt durch einen niederen gewölbten Durchgang. Die Ausgangspforte in den Hof stützt sich auf rauten-kreisgeschmückte Pilaster. Die für den Hof berechnete Veranda wird von Flachbogen getragen, und der Blick streift die einfachen oder durch Pfosten zweigeteilten Festen mit geradem Sturz und bleibt an dem prunkvollen Portal in der Mitte der Oberwand haften. Schön auch die steinerne Wendeltreppe, die in das obere Stockwerk führt. Eine kunstgeschichtlich sehr interessante Entdeckung machte man 1906 anläßlich eines Umbaues im Obergeschoß des Nordostturmes:

„Es sind Stukkaturen um 1600, die in reizender Anordnung das stichkappenartige, flache Gratgewölbe des Oktogons, die Aussparungen darunter, wie die Boden- und Stirnfelder über den Türen schmücken. Die streng gegliederte vierteilige Decke, über Engelsköpfen aufsteigend gedacht zeigt zierliche Rankenmuster, die von Maskarons ausgehen und Dreiecksfelder mit Kartuschen und Rollwerk einschließen. Der Bilderfries bringt

Das Scharfrichterhaus Foto: Jorg Vögely

Bäume, Tierszenen, Rehe, Vögel, einen Fuchs, der mit der Gans davonläuft, vom Bauer verfolgt; der übrige Schmuck Bandverschlingungen, Gehänge und Beschlägimitationen. Leider bereitet der von Salpeter durchsetzte Turm diesen eigenartigen Stukkaturen und Ornamenten baldigen Untergang."[13])

Damals schon gab der Salpeter zu großen Befürchtungen Anlaß. Die letzte gründliche Renovierung des Schlosses 1974 war eine dringende Notwendigkeit.

In dem alten Städtchen finden sich noch zahlreiche Häuser, in welchen Überreste des alten Schlosses verwendet wurden, oder die sonst noch Kennzeichen aus der Zeit tragen, da Gochsheim auch Sitz der Herzöge v. Württemberg war: Portale mit schönen Schmuckformen, z. B. eine Renaissancetür aus gelbem Sandstein aus der Zeit um 1500. Manche dieser Schmuckformen gehen vermutlich auf die Bauweise der Waldenser zurück, die 1698 die Erlaubnis erhielten, sich in Württemberg niederzulassen und so auch nach Gochsheim kamen. Werfen wir zum Abschluß noch einen Blick auf *das Scharfrichterhaus.* Es ist ein zweistöckiger Fachwerkbau aus dem Jahre 1615 mit einem hohen, massiven Kellergeschoß. An der Hausfront befindet sich ein großer gemalter Scharfrichter, unübersehbar das blutige Geschäft des einstigen Besitzers anzeigend. Um seinen geheimnisvollen Tod rankt sich die Sage. August Stöhr, Heimatforscher und zuletzt Lehrer in Stettfeld erzählt dazu:

„Der Scharfrichter schnitt aus dem Haupthaar des Delinquenten, einer alten Sitte gemäß, eine Locke heraus. Dann verrichtete er sein grausiges Werk. Man entlohnte ihn mit 10 Gulden. Das war viel Geld in damaliger Zeit. Hunger und Durst hatte er auch und suchte ein Wirtshaus auf. Die ahnungslose Wirtin brachte ihm Trunk und Essen. Beim Bezahlen zog er mit dem Geld unglücklicherweise auch die Locke aus der Tasche. Die Wirtin erkannte sie als eine aus dem Haare ihres Mannes. Den hatten sie vor einigen Tagen geholt. Sie wußte nicht warum. Jetzt dämmerte es ihr. Sie drang in den verschlossen vor ihr sitzenden Scharfrichter. Er konnte den immer flehender werdenden Bitten der Frau nicht wiederstehen und brach sein strenges Schweigegebot. Er gab der Wirtin die Locke und erfüllte ihr damit ihren einzigen Wunsch. Dann macht er sich auf den langen Heimweg. Wieder klingen eines Nachts geheimnisvolle Schläge an die Haustür des Scharfrichters von Gochsheim. Wieder gürtet er sich das Richtschwert um, und wieder begleiten in vermummte Gestalten nach einem unbekannten Ziel. Von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht warten daheim Frau und Kinder auf den Vater. So sehr sie auch hoffen, der Vater kommt nicht mehr zurück von seiner letzten Henkerfahrt. Er hatte sein strenges Schweigegebot gebrochen, weil er, der Henker, in einer schwachen Stunde menschlich fühlte. Das mußte er mit dem gleichen Tod büßen, den er so oft manchem in seinem Leben bereiten mußte."[14])

Leider hat ein Nachkomme des Scharfrichters dessen Urteilsbuch vernichtet.

Denkmalpflege und Nutzung der sanierten Gebäude

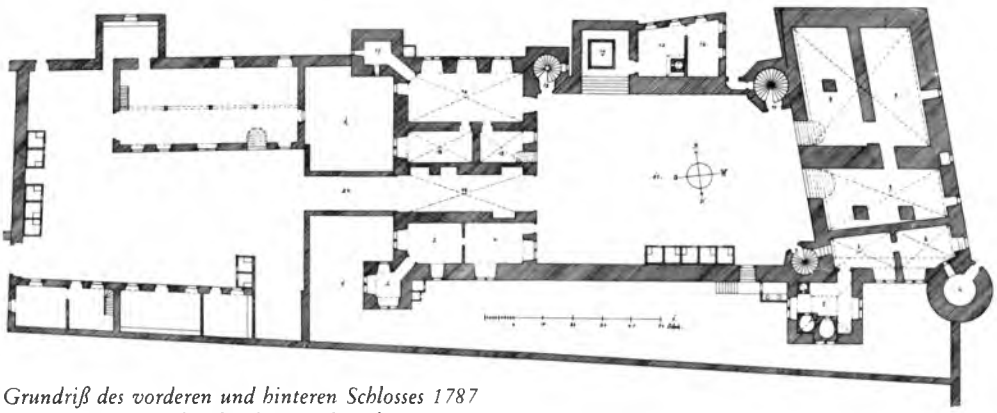
Wenn man die neue Konzeption der Nutzung des Schlosses betrachten will, ist es angebracht, einen Blick auf die Entstehung der Stadt Kraichtal zu werfen, denn Gochsheim bildet nur einen der neun Stadtteile[15]).

Auf die Vorgeschichte der Gemeindereform braucht hier nicht eingegangen zu werden. Die Zielplanung des Landratsamtes Bruchsal sah vor, einen Verwaltungsraum „Kraichbachtal" mit den Gemeinden Bahnbrücken, Gochsheim, Münzesheim, Neuenbürg, Oberacker, Oberöwisheim, Unteröwisheim, dazu konnten noch die Gemeinden Menzingen und Landshausen kommen. Nach vielen Auseinandersetzungen, denn so selbstbewußte Orte wie die größte Gemeinde Unteröwisheim gaben die Selbständigkeit nicht ohne weiteres preis, wurde im Juni 1971 der Zusammenschluß der neun Orte beschlossen. Er erhielt angesichts der geographischen Lage der Gemeinden den Namen Kraichtal. Da Gochsheim und Unteröwisheim seit Jahrhunderten Städte waren, wurde diese Bezeichnung auf Kraichtal übertragen, eine Neuverleihung war nicht erforderlich. Was sich hier so leicht liest, war in der Praxis außerordentlich schwierig, die neue Stadt hatte einen schweren Start. Schon allein die räumliche Ausdehnung von 18 km erwies sich als großes Handicap. Von Bürgernähe keine Spur! Da ein Verwaltungszentrum nicht da war, es entstand erst 1976/77 in Münzesheim, waren die einzelnen Ämter auf die einzelnen Orte verteilt, und ein Unteröwisheimer mußte einen Todesfall in Menzingen anmelden. Kein Wunder, daß das künstliche Gebilde Kraichtal im Volksmund zunächst „Krachtal" hieß. Auch der Investitionskatalog der neun Gemeinden, der in die Vereinbarungen aufgenommen werden mußte, legte die Stadt von vornherein auf künftige Maßnahmen fest. Wichtiger aber im Rahmen dieses Aufsatzes ist das historische Herkommen der Orte. Fast alle gehörten einst verschiedenen Herrschaften an. So war z. B. Unteröwisheim maulbronnisch, Gochsheim ebersteinisch, Oberöwisheim bis 1803 speyrisch. Diese Tatsache hat die Orte geprägt, bestimmte über Jahrhunderte ihr Schicksal, nahm Einfluß auf die Religionszugehörigkeit. Wenn auch die Bevölkerung — auch dank der Bemühungen der Stadtverwaltung — die Stadt Kraichtal inzwischen angenommen hat, so war und ist es doch dringend notwendig, ein kulturelles Zentrum zu schaffen, ein zentraler Ort, in dem sich alle neun Gemeinden trotz ihrer strukturellen und historischen Verschiedenheit gemeinsam finden können. Kein Objekt ist dazu geeigneter als das Gochsheimer Schloß.

Bis jetzt diente das Schloß teilweise zur Aufbewahrung der recht umfangreichen städtischen volkskundlichen Sammlungen, zu der die Bevölkerung bereitwillig beigetragen hatte. Das Ziel war also ein Heimatmuseum. Darüber hinaus beherbergt das Schloß Wohnungen. Der schöne und eindrucksvolle Rittersaal wird für kulturelle Veranstaltungen und Empfänge der Stadt Kraichtal genützt, und das soll vernünftigerweise auch künftig so bleiben.

Man erinnert sich, daß Gochsheim einmal als Standort für eines der regionalen Freilichtmuseen des Landes Baden-Württemberg vorgesehen war und das entsprechende Gelände angeboten hatte. Aus diesen Plänen ist nichts geworden. Um so mehr ist das Bestreben des Gemeinderates und des für die historischen und kulturellen Belange seiner Stadt sehr aufgeschlossenen Bürgermeisters Berthold Zimmermann anzuerkennen, das Schloß optimal zu nützen. Eine neue Konzeption ist im Werden, die zwei Komponenten erkennen läßt[16]).

Der aktive Heimatarbeit betreibende „Heimatverein Kraichgau" erfaßt wohl alle Heimatforscher und viele Freunde des Kraichgaues. Außerdem sind zahlreiche Gemeinden sein Mitglied. Was dem Verein fehlt, ist eine zentrale Stelle, an der die Bibliothek, auch Spezialbibliotheken, untergebracht, ein Ar-



Grundriß des vorderen und hinteren Schlosses 1787
Aus: Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten

chiv eingerichtet und in Ruhe Forschungsarbeit betrieben werden kann. Außerdem gibt der Verein alle zwei Jahre das wertvolle Heft „Kraichgau" heraus, hinzu kommen Sonderveröffentlichungen wie z. B. „Schweizer Einwanderer in den Kraichgau" (1983). Das Schloß Gochsheim bietet sich für die Zwecke des Vereins an, ein idealer Ort, zentral in der Landschaft des Kraichgaues gelegen. Der Gemeinderat der Stadt Kraichtal steht den Wünschen des Heimatvereins wohlwollend gegenüber. Man denkt an die Räume im Obergeschoß, die unmittelbar an der Wendeltreppe einen separaten Eingang haben und für die geschilderten Zwecke hergerichtet werden können.

Die übrigen an die 16 Räume in zwei Geschossen will die Stadt für sich selbst nutzen. Hier soll das bereits angesprochene kulturelle Zentrum geschaffen werden. Man denkt an die Einrichtung etwa folgender Abteilungen: Der Rundgang würde zuerst in die Kraichgauabteilung führen mit Überblick über Geschichte und die ehemaligen Herrschaftsbereiche und Würdigung bedeutender Persönlichkeiten dieser kulturell so reichen Landschaft. Dann könnte das alte Amtsstädtchen Gochsheim und die Vorstellung der anderen acht Ortsteile in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart folgen. Daran würde sich die hochinteressante Schulgeschichte anschließen, denn Gochsheim beherbergte einst ja eine Lateinschule und eine Schule für die Emigranten (Waldenser). Sinnvoll kämen dann die Kirchen und Kirchengemeinden zur Darstellung. Nicht fehlen sollte auch die Schilderung des Weinbaues, ein eigenes Weinbaumuseum gehört, wie man vernimmt, zu den weitreichenden Plänen späterer Jahre. Ganz gewiß wird die volkskundliche Abteilung zum Glanzpunkt des neuen Museums. Sie ist jetzt schon, wie bereits gesagt, sehr reich bestückt. Ganze Lebensbereiche können dargestellt werden, komplette Wohnungseinrichtungen verschiedener Epochen stehen beispielsweise zur Verfügung. Die museumsgerechte Ordnung und Aufstellung der Exponate ist eine Arbeit, die zu leisten viel Erfahrung und genaue volkskundliche Kenntnisse erfordert. Ohne wissenschaftlichen Berater wird die Einrichtung dieses Heimatmuseums im Museum nicht zu machen sein. Es ist gut, daß in Herrn Dr. Metzger vom Bad. Landesmuseum ein kompetenter Volkskundler zur Verfügung steht.

Wenn die neue Museumskonzeption für das Schloß zu Gochsheim einmal realisiert sein wird, dann wird ein Kulturzentrum geschaffen sein, das über die Stadt hinaus für den gesamten Kraichgau von großer Bedeutung ist und auch dem alten Städtchen Gochsheim einen neuen Glanz verleiht.

Das Bäckereimuseum[17])

Die Sammlung, welche im Bäckereimuseum in Gochsheim eindrucksvoll dem Besucher präsentiert wird, wurde jahrelang von den Bäckern des alten Landkreises Bruchsal zusammengetragen. Sie hatte eine wahre „Leidenszeit" hinter sich, bevor sie in Gochsheim eine dauerhafte Bleibe gefunden hat. Der Fundus füllte allmählich „eine Zelle des Frauengefängnisses (in Bruchsal) nach der anderen aus, bot dort, vom abbröckelnden Putz übersät, einen wenig erhebenden Anblick und blieb vor allem der Öffentlichkeit vorenthalten". Jahrelang vergammelten so die wertvollen Gegenstände hinter den feuchten Mauern des Gefängnisses, und als dessen Abbruch feststand, wandte sich der Bäckerfachverband an die Öffentlichkeit. Die Resonanz war beachtlich, denn es tauchten viele Interessenten auf, welche die Sammlung erwerben oder einzelne Stücke aufkaufen wollten. Das Spektrum reichte vom privaten Sammler bis zur Bundesfachschule für das Bäckerhandwerk in Weinheim und das Heimatmuseum Schwäbisch-Hall. Auch die Stadt Bruchsal, welche sich bis dahin um diese Schätze der Bäcker nicht gekümmert hatte, machte Vorschläge, immerhin, wenn sie auch nicht für den vorgesehenden Zweck brauchbar waren. Bürgermeister Zimmermann, dem es um einen weiteren musealen Schwerpunkt in Kraichtal zu tun war, machte nun den Vorschlag, die Sammlung nach Gochsheim zu bringen.

Das Bäckereimuseum Foto: Jörg Vögely

Was gab nun den Ausschlag, das den Bäckerfachverband veranlaßte, der Einladung Folge zu leisten? In Gochsheim gab es noch, selbst vielen Bürgern nicht mehr bekannt, das alte ehemalige Gemeindebackhaus. Das letzte Brot wurde darin um die Jahrhundertwende gebacken. Aber, und das war ebenso wichtig, in dem Haus befand sich noch die alte Backstube mit einem nahezu intakten Backofen, beinahe ein Museum für sich. Hier hatte man also ein historisches Gebäude, in dem viele der gesammelten Geräte über Jahrzehnte im praktischen Gebrauch gewesen waren. Das gab für die Bäcker den Ausschlag, und da sie ein Mitspracherecht in den Belangen des Museums behielten, fiel die Entscheidung für Gochsheim endgültig. Allerdings, so wie der Zustand des alten Backhauses war, konnte man kein Museum darin einrichten. Die Renovierung war unabdingbar, und eine solche kostet allemal viel Geld. Das Landesdenkmalamt, Außenstelle Karlsruhe, und der Landkreis gaben namhafte Zuschüsse. Was Idealismus zu leisten vermag, bewiesen die Bäcker des Fachvereins. Sie leisteten unzählige und unentgeltliche Arbeitsstunden, bis das Werk in Verbindung mit bester Handwerksarbeit 1978 vollendet war. Das Bäckereimuseum konnte eingerichtet werden.

Es entstand eine für das Bäckerhandwerk vorbildliche Dokumentation, eine interessante, vielseitige Schau der Arbeit dieses ehr-

In der alten Backstube im Museum
Foto: Gemeindeverwaltung Kraichtal

würdigen Handwerkes in vergangener Zeit. Übersichtlich geordnet und im Ablauf einander folgend präsentieren sich die Schätze in der alten Backstube, über 500 Gegenstände. Sie reichen von der hölzernen Backmulde, Gugelhupfformen, Waffeleisen und Rezeptbüchern bis hin zu Teigteilmaschinen und Makronenmörsern, Nudelschneid-, Mehlsieb- und Spekulatiusmaschinen und Zwiebackschneidevorrichtungen. Die Entwicklung des Handwerks wird sichtbar und ebenso die sich wandelnden Arbeitsmethoden. Das Museum für das Bäckereihandwerk wurde zu einer Attraktion, wie sie im Kraichgau und weit darüber hinaus nicht mehr vorhanden ist.

Nun besteht die schöne Aussicht, daß vermutlich noch in diesem Jahr dem Bäckereimuseum ein *Konditoreimuseum* hinzugefügt werden kann. Die Gemeinde hat dafür ein geeignetes Domizil zur Verfügung gestellt. Auch dieses Unternehmen hat eine interessante Vorgeschichte, die zeigt, was mit Aufmerksamkeit und Engagement erreicht werden kann. Durch Zufall erfuhr Bürgermeister Zimmermann von der Geschäftsaufgabe der in Karlsruhe alteingesessenen und hochgeschätzten Konditorei Schwarz in der Karlstraße. Die vorhandenen Maschinen und Geräte sollten verkauft werden und wären dadurch in alle Winde zerstreut worden. Da die Konditorei Schwarz Jahrzehnte ihre Produkte gleichbleibend in „alter Väter Weise" herstellte, befand sich in ihrer technischen Einrichtung wahre und wohl auch einmalige Kleinode des Konditoreihandwerkes. Es war ein Bravourstück, daß die Verzettelung der Einrichtung verhindert und für Gochsheim erworben werden konnte. Wohl nirgendwo anders wird bald eine komplette alte Konditorei zu bewundern sein wie in Gochsheim. Eine bessere und sinnvollere Ergänzung des Bäckereimuseums ist nicht vorstellbar. Gochsheim wird so wohl zum Mekka der Bäcker und aller anderen an diesem Handwerk Interessierten werden.

Damit kann die Betrachtung über Gochsheim geschlossen werden. Sieht man, was sich in dem alten Amtsstädtchen tut, auch durch private Initiative, so wird deutlich, daß hier wesentliche Forderungen der Denkmalpflege beachtet werden. Man weiß, daß die Sanierungsvorhaben helfen, die historische Bausubstanz zu erhalten, wenn auch bedauerliche Lücken nicht vermieden werden konnten, und damit das historisch gewachsene Bild Gochsheims nach Möglichkeit bewahrt wird. Und die historischen Gebäude prägen nun einmal das Gesicht eines jeden Ortes und jeder Stadt. Man weiß ebenso, daß jedes zerstörte Denkmalgebäude unwiederbringlich verloren ist. Erst ihre sinnvolle Nutzung garantiert auch ihre bauliche Erhaltung für die Zukunft.

Literaturnachweis

Rott, Hans, Bearbeiter, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten (Kreis Karlsruhe), Tübingen 1913. Zitiert: Rott
Feigenbutz, Leopold, Der Kraichgau und seine Orte, eine geschichtliche Abhandlung, verbunden mit der 2. Auflage von Samuel Friedrich Sauters alten Nachrichten aus Flehingen; Originalauflage: Bretten 1878, Reprintausgabe 1976, Magstadt b. Stuttgart. Zitiert: Feigenbutz
Weiser, Emil, Geschichte der ehemals württembergischen Stadt Gochsheim im Kraichgau, Bruchsal 1912
Kraichtal-Jahrbuch, herausgegeben von der Stadtverwaltung Kraichtal. a) 1. Ausgabe 1974, b) 2. Ausgabe 1978. Zitiert: Jahrbuch
Herzer, Rudolf, Kraichtal und seine Baudenkmäler, in Kraichtal-Jahrbuch 1974. Zitiert: Herzer
Vögely, Ludwig, Kleinod auf dem Kalksteinfelsen, Badische Neueste Nachrichten vom 4. 12. 1959
Banghard, Karl, Im Gochsheimer Schloß, Heimatmuseum und zentrale Bibliothek, Badische Neueste Nachrichten Nr. 297 vom 22. 12. 1984

Anmerkungen

[1]) BNN, 4. 12. 1959
[2]) Herzer S. 30
[3]) Feigenbutz S. 1 ff.
[4]) Rott S. 56
[5]) Rott S. 57
[6]) Weiser S. 22 ff.
[7]) Rott S. 64 ff.
[8]) Rott S. 67
[9]) Rott S. 61
[10]) Rott S. 71
[11]) Herzer S. 36 ff.
[12]) Rott S. 73
[13]) Rott S. 77
[14]) BNN, 4. 12. 1959
[15]) Jahrbuch 1974
[16]) Siehe dazu BNN v. 22. 12. 1984
[17]) Siehe dazu Jahrbuch 1978

„Hier ist noch kaum entdecktes vergilisches Land", schrieb der Dichter Otto Rombach über den Kraichgau und wollte damit sagen, daß dies ein bäuerliches und idyllisches Land sei. Der Historiker Willy Andreas meint, daß des Kraichgaues „milde Reize so leicht gegenüber der kraftvolleren, herberen Schönheit des Schwarzwaldes unterschätzt werden". Vor über vierhundert Jahren hat David Chyträus einer aufmerksamen Zuhörerschaft im fernen Rostock erklärt: Der Kraichgau bereite „wie ein lieblicher Garten dem Besucher viel Genuß und Ergötzen". Als der weitgereiste Geograph Friedrich Ratzel sich im Alter der Zeit erinnerte, da er einige Jahre im Kraichgaudorf Eichtersheim verbrachte, fand er Sätze, die den Klang einer Landschaftsschilderung Adalbert Stifters haben. Und ein moderner Geograph, Friedrich Metz, schrieb: „Wenn sich im August die hellen, oft mit Reben bestandenen Lößwände vom blauen, wolkenlosen Himmel scharf abheben, möchte man fast geneigt sein, diese Landschaft mit einer toskanischen zu vergleichen." Vergil — Adalbert Stifter — Toskana; immerhin. Es muß schon etwas an diesem „kaum entdeckten" Land sein.

Wo liegt der Kraichgau? So man diese Frage an Heimatfreunde dieser Gegend stellt, kommt man leicht zu einem lebhaften Disput. Manche dieser Dörfer und Städtchen wollen nicht zum Kraichgau gehören. Anderen wird die Ehre gar nicht zugebilligt. Einig sind sich alle in der Feststellung, daß dieser Kraichgau gen Westen seine Grenze hat in den Hügeln, die zur Rheinebene abfallen. Gen Norden, Osten und Süden macht es Schwierigkeiten. Hier ist man „Kleiner Odenwald"; dort bezeichnet man Stromberg und Heuchelberg, den Zabergäu als Grenze; und im Süden will Enz- und Pfinzgau eine andere Landschaft sein.

Jener David Chyträus war viel großzügiger. Für ihn fing dieser Kraichgau am Neckar an. Er nennt Wimpfen und im Südosten „ungefähr" Pforzheim. In der „wahrhaftigen" Beschreibung in Merians „Topographia Palatinatus Rheni" von 1645 liegt Heidelberg, „der Untern Pfalz Hauptstatt im Craichgöw", und in einer Landschatzung von 1439 gehören Neckargemünd wie Dilsberg zum Kraichgau. Ein Geograph unserer Zeit, Walther Tuckermann, meinte, man neige heute dazu, das zwischen Schwarzwald und Odenwald gelegene Land zum Kraichgau zusammenzufassen. Noch manche Zeit wird es dauern, bis aus dieser Meinung ein anerkannter geographischer Begriff wird.

Hugo Hagn, in: „Der Kraichgau", Langewiesche Bücherei, o. J.

Die Rose der Ebersteiner

Im Nachgang zu dem Aufsatz über Gochsheim mitgeteilt

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Landesgeschichte und Landeskunde zu betreiben, ist wieder modern und wird allenthalben praktiziert. Das ist ein legitimes Anliegen und auf jeden Fall förderungswürdig. Die Zeugen der Vergangenheit, vor allem die Ruinen unserer Schlösser und Burgen bieten sich dazu besonders an und genießen mit Recht die volle Aufmerksamkeit der Heimatkundler und vor allem auch derer, die sich um die ortsgeschichtliche Überlieferung bemühen. Dadurch werden Ereignisse der Geschichte wach gehalten. Es ist selbstverständlich, daß sich die Sage der Herrschaftssitze in der verschiedensten Form angenommen hat. Nicht alle Geschlechter sind gleich „ergiebig", gut aber ist es in dieser Hinsicht um die einst mächtigen Ebersteiner bestellt. Was hier im Zusammenhang mit Gochsheim interessiert, ist die Sage von der Rose der Ebersteiner. Sie soll in zwei Fassungen vorgestellt werden.

1. „*Die Rose der Ebersteiner*" nach Johannes Sattlers „Chronicke der Stadt Freyburg" (1515), zitiert nach Johannes Künzig „Schwarzwald-Sagen", Köln 1972, S. 278/279:

„Man sagt das die Graffen vor zeitten so mechtig Herren sein gewesen / also das inen die Marggraffen von Baden zu hoff sein geritten und gedient haben / unnd haben in irem wappen gefüret eyn Eber auff einem stein. Nun wardt eins mall einer von Eberstein von dem römischen Keyser geschickt in Potschafts weis ken Rom zu dem Bapst / da dan andere mechtige potschaften auch versamlet waren. Nun begab es sich auf den Sontag Letare / als dann der Bapst zu Rom die Rosen umbtregt / unnd die schanckt er zu einer grossen eher unnd wirdigkeit / der öbersten und grösten Potschaft / die das von einem Römischen Keyser auf die zeit geschickt worden war / das war der von Eberstein / unnd als der die gros verehrung unnd schenckung von dem Bapst empfangen hatt / unnd nun wiederumb heim kam zu dem Römischen Keyser mit solcher begabung / da verendert im der Keyser das Wappen / unnd gab im die rotte Rosen in den Schilt für den Eber / unnd schanckt im auch darnach zu einer verehrung unnd begabung einen köstlichen ring mit einem Türckis / unnd wie er im die rott Roß hatt von der grossen verehrung unnd wirdigkeit wegen / in den Schilt gesetzt / also satzt er im auch denselbigen Türckis in die mitten in die rodt Rossen / auch von der verehrung wegen / darumb führen die von Eberstein itzt ein rotte Rosen mit einem blawen kernen in einem weissen felt / wie dann das inen von dem Römischen Keyser geschenckt und geben ist worden zu einer grossen eher und wirdigkeit."

2. „*Die Grafen von Eberstein*" nach Gebrüder Grimm „Deutsche Sagen", 2. Band, Berlin 1818, zitiert nach Diederichs und Hinze „Alemannische Sagen", Köln 1984, S. 97—99:

„Als Kaiser Otto seine Feinde geschlagen und die Stadt Straßburg bezwungen hatte, lagerte er vor der Burg der Grafen von Eberstein, die es mit seinen Feinden hielten. Das Schloß stand auf einem hohen Fels am Wald, und dritthalb Jahr lang konnte es das kaiserliche Heer immer nicht bezwingen; sowohl der natürlichen Festigkeit als der tapferen Verteidigung der Grafen wegen.

Endlich riet ein kluger Mann dem Kaiser fol-

gende List: er solle einen Hoftag nach Speyer ausschreiben, zu welchem jedermann ins Turnier sicher kommen dürfe; die Grafen von Eberstein würden nicht säumen, sich dahin einzufinden, um ihre Tapferkeit zu beweisen; mittlerweile möge der Kaiser durch geschickte und kühne Leute ihre Burg überwältigen lassen.

Der Festtag zu Speyer wurde hierauf verkündigt; der König, viele Fürsten und Herren, unter diesen auch die drei Ebersteiner waren zugegen; manche Lanze wurde gebrochen. Des Abends begannen die Reigen, wobei der jüngste Graf von Eberstein, ein schöner anmutiger Mann mit krausem Haar, vortanzen mußte. Als der Tanz zu Ende ging, nahte sich heimlich eine schöne Jungfrau den drei Grafen und raunte: ‚Hütet Euch, denn der Kaiser will Eure Burg ersteigen lassen, während Ihr hier seid; eilt noch heute Nacht zurück!'

Die drei Brüder berieten sich und beschlossen, der Warnung zu gehorchen. Darauf kehrten sie zum Tanz, forderten die Edeln und Ritter zum Kampf auf morgen und hinterlegten hundert Goldgulden zum Pfand in die Hände der Frauen. Um Mitternacht aber schifften sie über den Rhein und gelangten glücklich in ihre Burg heim. Kaiser und Ritterschaft warteten am anderen Tag vergebens auf ihr Erscheinen zum Lanzenspiel; endlich befand man, daß die Ebersteiner gewarnt worden wären. Otto befahl, aufs schleunigste die Burg zu stürmen; aber die Grafen waren zurückgekehrt und schlugen den Angriff mutig ab.

Als mit Gewalt gar nichts auszurichten war, sandte der Kaiser drei Ritter auf die Burg, mit den Grafen zu unterhandeln. Sie wurden eingelassen und in Weinkeller und Speicher geführt; man holte weißen und roten Wein, Korn und Mehl lagen in großen Haufen. Die Abgesandten verwunderten sich über solche Vorräte. Allein die Fässer hatten doppelte Böden oder waren voll Wasser; unter dem Getreide lag Spreu, Kehricht und alte Lumpen. Die Gesandten hinterbrachten dem Kaiser, es sei vergeblich, die Burg länger zu belagern; denn der Wein und Korn reiche denen inwendig noch auf dritthalb Jahre aus.

Da wurde Otto geraten, seine Tochter mit dem jüngsten Grafen Eberhard von Eberstein zu vermählen und dadurch dieses tapfere Geschlecht auf seine Seite zu bringen. Die Hochzeit ward in Sachsen gefeiert, und der Sage nach soll es die Braut selber gewesen sein, welche an jenem Abend die Grafen gewarnt hatte. Otto sandte seinen Schwiegersohn hernachmals zum Papst in Geschäften; der Papst schenkte ihm eine Rose in weißem Korb, weil es gerade der Rosensonntag war. Diese nahm Eberhard mit nach Braunschweig, und der Kaiser verordnete, daß die Rose in weißem Feld künftig das ebersteinische Wappen bilden sollte."

Diese zweite Version bringt die Jungfrau ins Spiel, welche den Grafen warnt, wodurch die Burg gerettet wird. Der jüngste Ebersteiner gewinnt sogar die Kaisertochter zur Frau und schließlich auch noch die Rose in Rom. So hochgeboren war die Gochsheimer Jungfrau nicht, sie wurde auch nicht geheiratet, wohl aber auf dem Brunnen verewigt und so dem Vergessenwerden entrissen.

Was aber ein Dichter aus der alten Sage zu machen weiß, soll als Abschluß dieser kleinen Betrachtung stehen: Ludwig Uhlands Ballade „*Der Ebersteiner*".

Zu Speyer im Saale, da hebt sich ein Klingen
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen,
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise (sie kann's nicht verschweigen):
„Graf Eberstein,
Hüte dich fein!
Heut' nacht wird dein Schlößlein gefährdet sein."

„Ei!" denket der Graf, „Euer kaiserlich' Gnaden,
So habt ihr mich darum zum Tanzen geladen?"
Er sucht sein Roß,
Läßt seinen Troß
Und jagt nach seinem gefährdeten Schlöß.

Um Ebersteins Feste, da wimmelt's von Streitern,
Sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberstein
Grüßet sie fein,
Er wirft sie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiser am Morgen gekommen,
Da meint er, es seie die Burg schon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und seine Gewappneten all':

„Herr Kaiser, beschleicht Ihr ein andermal Schlösser,
Tut's not, Ihr versteht aufs Tanzen Euch besser.
Euer Töchterlein
Tanzet so fein,
Dem soll meine Feste geöffnet sein."

Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen:
Graf Eberstein
Führet den Reih'n
Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüstert er leise (nicht kann er's verschweigen):
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut' nacht wird ein Schlößlein gefährdet sein."

Eichtersheim im Angelbachtal und seine großen Söhne

Ludwig Vögely, Karlsruhe

Aus der Geschichte

Wer Eichtersheim besucht, betritt einen sehr alten Ort. Das freundliche Dorf, im früheren Landkreis Sinsheim a.d.E. gelegen, wurde schon im 9. Jhdt. im Lorscher Kodex zweimal urkundlich erwähnt. Es ist die Stammgemeinde des oberen Angelbachtales, aus der sich die Gemarkungen von Michelfeld (850) und von Mühlhausen (970) ausgegliedert haben. An dem wichtigen Kreuzungspunkt des Ost-West- und Nord-Süd-Durchganges entstanden, war hier eine sehr frühe Besiedelung zu finden. Man entdeckte vorgeschichtliche Grabhügel, grub um die Jahrhundertwende eine große alemannische Siedlung aus, ebenso wurde ein Friedhof mit 32 Reihengräbern aufgedeckt, der wertvolle Beigaben enthielt. Die Franken waren wohl die eigentlichen Ortsgründer. Um 1200 trat dann die für die Ortsgeschichte bestimmende Macht auf, die Grundherrschaft. Die vorhandenen Ländereien fielen an die Landschade von Steinach. Die Herrschaft kam nach ein paar wechselnden Besitzern in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts an die Herren von Venningen. Dieses uralte Adelsgeschlecht blieb nun durch Jahrhunderte die Grundherrschaft des Dorfes, dessen Bild sie stark und unübersehbar beeinflußte. Ihnen ist es zu danken, daß heute noch bauliche Kostbarkeiten vorhanden sind, die weit über den dörflichen Rahmen hinausgehen. Orts- und Familiengeschichte der Venningen blieben seit dem ausgehenden Mittelalter untrennbar miteinander verbunden.

Das Schloß

Die Herren von Venningen sind auch die Erbauer des schönen Wasserschlosses, der Zierde des Dorfes. Es liegt in einem herrlichen Schloßgarten, der unter Naturschutz steht und dessen Platanen-, Kastanien- und Ahornalleen besonders im Herbst bezaubern. Das Schloß ist in Hufeisenform mit ungleich langen Seitenflügeln erbaut. Von zwei großen Rundtürmen, welche die Rückseite nach dem Park flankierten, ist nur noch einer vorhanden. Die breite, gewölbte Schloßbrücke mit steinerner Brüstung liegt in der Mittelachse des schmalen Schloßhofes. Die Hauptanlage des Schlosses wurde 1596 errichtet, und oberhalb des Haupteinganges grüßt das Venningen-Frondsbergische Allianzwappen herunter. Spätere Zutaten haben Inneres und Äußeres stark verändert, z.B. durch das Anbringen eines gotischen Erkers. Dieser Erker stammt von der Venningenschen Burg Neidenstein, wo die Abbruchstelle noch zu erkennen und das Gegenstück vorhanden ist. Das Innere des schönen Erkers zeigt als Schlußstein des Kreuzgewölbes das Venningensche und an der Stirn das Venningensche-Windecksche Allianzwappen. Im Inneren des Schlosses ist noch ein steinernes Türgestell in guten Renaissanceformen aus dem Jahre 1569 bemerkenswert.

Im Zeitalter des Barock erlebte Eichtersheim einen großen baulichen Aufschwung, es erhielt die bis heute erhaltene Prägung. Es war besonders der baufreudige Freiherr Karl Philipp von Venningen, der mit einem guten

Das Wasserschloß der Herren von Venningen, heute Rathaus der Gemeinde Angelbachtal Foto: L. Vögely

Baumeister zu Werke ging. Er gestaltete das Schloß im Inneren um. Auf ihn geht das in der Mitte des Querflügels gelegene, vom Podest der zweiarmigen Freitreppe zugängliche Hauptportal, das sein Allianzwappen mit der Jahreszahl 1767 trägt, zurück. Auch die wunderschöne barocke Haupttreppe im Stiegenhaus, die in die beiden Obergeschosse führt, ist sein Werk. Besonders eindrucksvoll präsentiert sich das reiche Schnitzwerk der Treppe.

Einst barg das Schloß in seinen Gängen und Zimmern viele Kostbarkeiten: Möbel, Bilder, Porzellane, Gläser. Von hervorragender Qualität waren die Schränke und Truhen. Das aber ist lange her. Der letzte Krieg und besonders die Nachkriegszeit setzten eine verhängnisvolle Zäsur. Asyl für ungezählte Flüchtlinge, die gedrängt in den Zimmern hausten, mußte das Schloß im Innern zwangsläufig notleiden. Manches wertvolle Möbelstück löste sich in Rauch auf, denn jeder mußte kochen und heizen. Wem wollte man da heute einen Vorwurf machen! Bis 1960 wurde das Schloß wenigstens teilweise vom Freiherrn bewohnt. Dann aber gab es Ärger, weil der Zugang zu der neu erbauten Schule im Ortsteil Michelfeld durch den Schloßpark führen sollte, was der Eigentümer ablehnte. Der Freiherr bot das Schloß samt Areal zum Verkauf an. Ein Industrieller aus dem Rheinland wollte beides erwerben, aber da machte das Land Baden-Württemberg von seinem Vorkaufsrecht Gebrauch und kaufte das Bauwerk, das dann 1963 in den Besitz der Gemeinde überging. Der Baron zog samt seinem Rentamt nach Neidenstein, wo er sich die Burg hatte wohnlich ausbauen lassen. Lange Jahre stand das Schloß nun leer, und die Gemeinde bot es nun ihrer-

seits zum Verkauf an. „Durch das morschgewordene Dach tropfte der Regen, die Inneneinrichtung war von ungebetenen ‚Schloßbesitzern' herausgerissen und demoliert worden, aber trotz zahlreicher Interessenten wollte sich kein geeigneter Käufer finden." (Bad. Neueste Nachrichten vom 22. 5. 1980.) Über 60 Bewerber waren aufgetreten, die das Schloß den unterschiedlichsten Zwecken zuführen wollten. Dann aber erwachte in der Bevölkerung das Traditionsbewußtsein, eine engagierte Bürgergruppe lief gegen den Verkauf Sturm. Und man hatte Erfolg! 1977 fiel für die Gemeinde der so wichtige Beschluß, das gemeindeeigene Schloß zu restaurieren und als Rathaus für die beiden durch die Gemeindereform zusammengelegten Orte Eichtersheim und Michelfeld auszubauen (Angelbachtal). Mit einem Kostenaufwand von 2,1 Millionen DM, an dem sich Bund, Land und Kreis beteiligten, wurde das Schloß nach seinem historischen Vorbild hervorragend renoviert. Die Fassaden wurden originalgetreu beibehalten, ebenso die alte Raumaufteilung, der Treppenaufgang und die mächtige Eingangstüre. Im Mai 1980 konnte das Schloß seiner neuen Bestimmung als Rathaus feierlich übergeben werden. Ein Restaurant mit der früher im „Rössel" befindlichen „Hekkerstube" wurde ebenfalls eingebaut.

Heute bietet das Schloß einen wohltuenden Anblick von innen und außen. Es ist ein ausgezeichnetes Beispiel sinnvoller, angebrachter Denkmalspflege, durch die der Gemeinde das beherrschende historische Gebäude erhalten und maximaler Nutzung zugeführt wurde.

Altes Rentamt 1779 (Geburtshaus Friedrich Heckers), ehemalige Schloßkirche (1782) und evang. Kirche (1786, Turm 100 Jahre später) Foto: L. Vögely

Die anderen Barockbauten

Neben dem Schloß gibt es eine ganze Anzahl schöner und wohlproportionierter Bauten in Eichtersheim. Das dem Schloß gegenüberliegende ehemalige Rentamt der Freiherren von Venningen ist ein vornehmer Barockbau aus dem Jahre 1779, der im gewölbten Erdgeschoß das Venningensche Archiv enthielt, das jetzt in Neidenstein untergebracht ist.
Etwas oberhalb dieses Gebäudes steht die im Jahre 1782 von Karl Philipp v. Venningen und seiner Gemahlin geb. von Hutten erbaute alte katholische Kirche, die man wohl als die ehemalige Schloßkirche bezeichnen kann. Auch sie ist ein schöner Barockbau und enthält die Familiengruft des alten Geschlechtes mit vielen interessanten Epithaphen. Als die neue Kirche der beiden zusammengelegten Gemeinden gebaut wurde, stand die alte Kirche lange leer, und der Zerfall drohte. Eine leerstehende Kirche einem anderen Zweck zuzuführen, ist sehr schwer. Schließlich bewahrte sie der bekannte Bildhauer Jürgen Goertz vor einem bösen Schicksal, indem er sie kaufte und in dem hohen Raum sein Bildhaueratelier einrichtete.

Das alte Rathaus (1773) Foto: L. Vögely

In der Hauptstraße fallen das evang. Pfarrhaus, das alte Rathaus und der Gutshof auf. Das alte Rathaus stammt aus dem Jahre 1773, die beiden anderen Gebäude aus dem Jahre 1768. Alle drei der über den Türen wappentragenden Gebäude sind in ihrer Konzeption Kleinode der Baukunst. Das alte Rathaus war an sich gar kein Rathaus, sondern das Gefängnis. Die Grundherren übten auch die Gerichtsbarkeit über ihre Dörfer aus, so daß in diesem Gefängnis auch die Übeltäter von Eschelbronn, Neidenstein und Grombach einsaßen. Der wunderschöne Bau enthält im Innern vier Gefängnisräume, ganz gewiß keine freundlichen Stuben, sondern enge, finstere Zellen. Dies gilt besonders für die zwei Räume, die etwa drei Meter unter der Erde liegen, ohne Licht und von der Außenwelt völlig abgeschlossen. Welche Dramen mögen sich in diesen Löchern abgespielt haben!
Der Gutshof ist ein in seinen Proportionen beeindruckender Barockbau, langgestreckt, eingeschossig mit hohem Erdgeschoß. Über seiner breiten Toreinfahrt mit einem großartigen Gitter trägt er das Venningen-Huttensche Allianzwappen mit der Jahreszahl 1768. Auch dieser Bau ist wie die Kirche und das Rentamt ein Werk des Freiherren Karl Philipp von Venningen, des damaligen badischen Regierungspräsidenten.
Mit freundlicher Genehmigung des Landesdenkmalamtes entnehmen wir den Text von der Broschüre „Leben mit der Geschichte" (herausgegeben vom Innenministerium) S. 14, um ein Beispiel eines ländlichen barocken Anwesens in Eichtersheim geben zu können (Hauptstr. 24): „Die spätbarocke Hofanlage von 1787 mit Torfahrthaus, rückwärtigem Wirtschaftshof und abschließendem Stall-

Spätbarocke Hofanlage v. 1787 und Gutshof (links, 1768) Foto: L. Vögely

und Scheunengebäude steht in einer Reihe gleichartiger Höfe, die im Zuge des Ausbaus von Eichtersheim als Landsitz des Freiherrn Karl Philipp von Venningen zwischen 1768 und 1792 entstanden. Charakteristisch für die Hofanlage ist das auf hohem Kellersokkel errichtete zweigeschossige massive Traufenhaus mit großer, korbbogiger Hofdurchfahrt und einem über die Vortreppe sitzenden Hauseingang mit Oberlicht und kräftig profiliertem Gewände als Hauptmerkmalen. Die Anlage repräsentiert einen im 18. und frühen 19. Jahrhundert über den Rhein-Nekkar-Raum hinaus verbreiteten Typus des dörflichen (bzw. auch vorstädtischen) Parallelgehöftes. Ihre Erhaltung liegt daher (ebenso wie der der anschließenden Nachbargehöfte) sowohl aus wissenschaftlichen (d.h. bau- und siedlungsgeschichtlichen) als auch heimatgeschichtlichen Gründen im öffentlichen Interesse."

An dieser Stelle sei dem Landesdenkmalamt und besonders der Außenstelle Karlsruhe Dank gesagt für ihre Bemühungen, zusammen mit den Eigentümern die wertvollen Bauten aus dem barocken Ausbau Eichtersheims zu erhalten und im neuen Glanz wieder zu präsentieren. Das Dorf hat dadurch ungemein gewonnen.

Damit kann der Gang durch Eichtersheim abgeschlossen werden.

Aus Eichtersheim, dem doch kleinen Ort, stammen eine Reihe von Persönlichkeiten, die es verdienen, in der „Badischen Heimat" gewürdigt zu werden. An sie soll im folgenden erinnert werden.

1. Friedrich Ries gestaltete Karlsruhe zur Gartenstadt

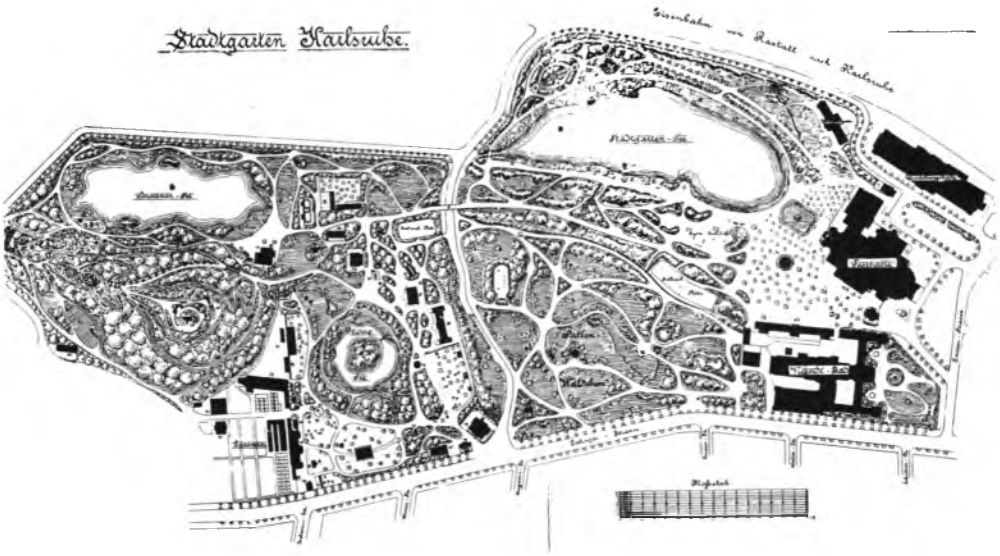
Friedrich Ries wurde am 31. Oktober 1849 in Eichtersheim geboren, in einer Zeit also, da sein Landsmann Friedrich Hecker vergeb-

Stele mit der Büste von Friedrich Ries im Karlsruher Stadtgarten Foto: L. Vögely

lich um die Republik gekämpft hatte und in Amerika auf eine bessere Zukunft wartete. Ries kam nach der Schulzeit in der Schloßgärtnerei in die Lehre und erlernte das Gärtnerhandwerk. Dem jungen Mann genügte aber das Dasein in dem kleinen Eichtersheim bald nicht mehr, und er wußte, daß er sich um Bildung bemühen mußte, wenn er in der Welt weiterkommen wollte. Ein untrügliches Zeichen seiner Intelligenz ist es, daß er sich autodidaktisch in den alten Sprachen, Geometrie, Mathematik, überhaupt in den Naturwissenschaften weiterbildete. Dann folgten die Wanderjahre, die Ries nach Paris und Nancy führten. Zurückgekehrt in die Heimat, wechselte er in das Wasser- und Straßenbaufach über. 1876 legte Ries die Straßenbaumeisterprüfung vor der Wasser- und Straßenbaudirektion in Karlsruhe ab. Bei dieser Behörde wurde er dann Bauaufseher. Es folgten noch Tätigkeiten in Offenburg und Lörrach, bis dann Ries endgültig nach Karlsruhe zurückkehrte. Am 1. August 1878 trat er beim Wasser- und Straßenbauamt der Stadt Karlsruhe als Straßenmeister in den Dienst. 1884 beauftragte Oberbürgermeister Lauter den 35jährigen Straßenmeister zusätzlich mit der Leitung der Stadtgärtnerei. Dieser Entschluß des Oberbürgermeisters wurde für die Stadt und ihre Bevölkerung höchst bedeutungsvoll, wie die Zukunft erweisen sollte. Zunächst bewältigte Ries diese Doppelfunktion mit der ihm eigenen Energie und Zuverlässigkeit, bis er 1889 zum Stadtgärtner ernannt wurde. Bis zu seiner Pensionierung 1917 hat der später zum Gartendirektor ernannte Friedrich Ries eine segensreiche Tätigkeit für die Stadt Karlsruhe entfaltet, er hat sie zur Gartenstadt gemacht.

Was wäre die Stadt Karlsruhe ohne ihren Stadtgarten? Die Nachrufe, die zum Tode von Friedrich Ries in der „Badischen Presse" und im „Karlsruher Tageblatt" erschienen, zeigen, was Ries aus diesem Garten gemacht hat und welch großartiger Gärtner und Landschaftsplaner da am Werk war. Die beinahe überschwänglichen Lobpreisungen zeigen deutlich, wie die Bewohner „die günstige Entwicklung, die großzügige Verwandlung dieses herrlichen Fleckchens Erde, Lieblingsaufenthalt der Karlsruher" bewunderten. Diese Entwicklung könne nur der ermessen, der den Stadtgarten in seinen kleinsten Anfängen miterlebt habe, aus den alten Anfängen habe Ries das Entzückende und Geschmackvolle geschaffen. In seinem „Führer durch den Stadtgarten zu Karlsruhe" (erschienen 1910, S. 45) ging Ries auf die Geschichte des Gartens ein. Diese stadtgeschichtlich sehr interessanten Feststellungen seien hier zitiert:

„In den sechziger Jahren hatte das Gelände, auf welchem sich heute der Stadtgarten ausdehnt, so wie dasjenige seiner Umgebung noch einen vollständig ländlichen Charakter. Östlich der Ettlinger Straße lagen Gärten und



Plan des Stadtgartens zu Karlsruhe von Friedrich Ries aus dem Stadtgartenführer 1910

Felder mit einigen zerstreuten Häusern; westlich dieser Straße lag einige Meter tiefer die ‚Schießwiese', welche im Winter überschwemmt wurde, um der Eisgewinnung und dem Schlittschuhsport zu dienen. An diese Schießwiese reihte sich in etwas verwildertem Zustande das Sallenwäldchen an und dann folgten südlich die zum größten Teile noch unüberbauten Felder, woselbst jetzt der Hauptbahnhof erstellt wird.

Im Jahre 1866 hat sich auf Anregung des bad. Vereins für Geflügelzucht im südlichen Teil des Sallenwäldchens ein Tiergarten als Aktienunternehmen gegründet, welcher, nachdem 1877 die Festhalle erbaut, und in deren Umgebung unter Zuziehung eines Teiles des Sallenwäldchens größere Anlagen geschaffen waren, samt dem ganzen Inventar in städtische Verwaltung überging. Damit war der Anfang für die jetzige Ausgestaltung des Stadtgartens gemacht.

Zur Gewinnung des nötigen Auffüllmaterials für die Anschüttungen bei der Festhalle wurde der größere Teil des südlich derselben gelegenen Geländes auf eine Tiefe von ca. 0,60 m unter dem Normalhorizontwasserstand ausgehoben, wodurch alsdann der Stadtgartensee entstanden ist. Seit einigen Jahren ist der Grundwasserstand soweit zurückgegangen, daß die Sohle des Stadtgartensees höher liegt als der normale Grundwasserstand. Der See muß infolgedessen auf künstliche Weise gespeist werden. Im Laufe der Jahre wurde der Garten wiederholt durch teilweise Einbeziehung der westlich und südlich gelegenen Wiesen erweitert. Eine umfangreiche Vergrößerung erhielt derselbe ganz besonders durch die im Jahre 1889/93 erfolgte Herstellung des Lauterberges mit Hochreservoir. Mit der Ausdehnung des Gartens erweiterten und verschönten sich auch die Anlagen derselben. Bei der letzten Erweiterung im Jahre 1894 in südwestlicher Richtung wurde das Pflanzenhaus daselbst erbaut und das Blumenparterre von ca. 700 qm Fläche hinter dem Südportal der Festhalle angelegt.

Bis zum Jahre 1900 war der Eingang des Gartens auf der östlichen Seite der Festhalle. Nach der in den Jahren 1898/99 ausgeführ-

Festhalle mit Stadtgartensee nach einer Ansichtskarte aus dem Jahre 1905

ten baulichen Veränderungen und deren Umgebung wurde der Eingang nach der westlichen Seite verlegt, infolgedessen die Anlagen hier eine nochmalige wesentliche Änderung erfahren haben. Das frühere Einnehmergebäude ist jetzt Wohnung des Hausmeisters der Festhalle; bei besonderen Veranstaltungen, die einen außergewöhnlichen Besuch erwarten lassen, wird jedoch auch der frühere Eingang geöffnet."

Was hat nun den Stadtgarten zu dem so gepriesenen Kleinod gemacht? Eine reine Aufzählung ist eindrucksvoll genug, sie gilt, das muß angefügt werden, für die Zeit um 1930: Landschaftlich hervorragende Seen, den Lauterberg mit Schwarzwaldhaus und Alpenpflanzengruppen, wunderbare Blumenbeete, Denkmäler und Zierplastiken, heizbares Seerosenbecken, das mit seinen Anlagen beispielgebend war, das große Schaupflanzenhaus, lauschige Baumgruppen mit seltenen Coniferen, der Rosengarten, der japanische Garten. All dies war das Werk von Ries. Besondere Bewunderung erregte der Rosengarten, und dem wird jeder Besucher, der den Rosengarten in seiner ursprünglichen Form noch gekannt hat, zustimmen. Die Anlage wurde 1899 in den fertigen Garten eingefügt und mußte sich den gegebenen Verhältnissen anpassen. Ries schrieb in seiner sachlichen Art dazu: „Den Hauptteil mit 1130 qm Fläche bildet eine Ellipse, deren Terrain von der Peripherie nach der Mitte ansteigt. Der durch den Pavillon führende Hauptweg bildet des Anschlusses an die vorhandenen Wege halber eine Kurve. Die übrigen Wege teilen das Rosarium in Abteilungen und vermitteln den Übergang zu den anschließenden Gartenpartien, wie es gerade zweckmäßig erschien. Die Bepflanzung und die übrige Ausstattung ist dort gehalten, daß das Ganze mehr landschaftlichen als geometrischen Charakter zeigt und sich der Umgebung ohne Zwang anpaßt."

Innerhalb der Ellipse pflanzte Ries etwa 100 Rosensorten an, niedrige, Halbstamm, Hochstamm, alles was an Rosen Rang und Namen hatte, war vertreten; ein zur Rosenblüte herrlicher Anblick. Mit Recht wurde Ries im Rosarium noch zu seinen Lebzeiten eine Herme mit seiner von H. Bausinger geschaffenen Büste errichtet, eine seltene, aber hochverdiente Ehrung. Die „Badische Presse" schrieb am 1. März 1929 anl. des To-

des von Fr. Ries: „Rosen haben seine Anlagen überschüttet und überschütten sie jeweils wieder, sobald der Mai seine Herolde abberufen hat. Inmitten seiner Schöpfung und seiner Lieblinge hat ihm die dankbare Stadt noch zu seinen Lebzeiten ein dauerhaftes Denkmal geschaffen. Mit ihr wird die Karlsruher Bevölkerung diesem großen Idealisten immer eine dankbare Erinnerung bewahren."
Welch begnadeter Gärtner da gestaltete, wurde durch den Gesamteindruck bestätigt, den der Stadtgarten nach seiner Umgestaltung hinterließ. Fachleute und Bevölkerung waren sich darin einig, daß er ein hervorragendes Beispiel deutscher Gartenbaukunst war, in dem sich Kunst und Natur zu einem harmonischen, schönen Gesamtbild vereinigten. Der Stadtgarten wurde tatsächlich zum Lieblingsaufenthalt der Karlsruher Bürger.
Der Stadtgarten allein macht Karlsruhe noch nicht zur Gartenstadt. Friedrich Ries trug dazu weiter durch künstlerisch anspruchsvolle Anlagen im Stadtinneren bei. Unter seiner Leitung entstanden die in ihrer Zeit das Stadtbild mitprägenden Anlagen des Sallenwäldchens, des Beiertheimer Wäldchens, des Erbprinzengartens mit der Nymphengruppe und des Friedrichsplatzes. Ries hat sich auch um den Friedhof und die Krematoriumsanlage gekümmert, er hat viel für diesen Ruheplatz der Toten getan. In jener Zeit war die Diskussion um die Gestaltung der Friedhöfe in Gang gekommen. Man kritisierte, daß diese keinen künstlerischen Eindruck hinterließen, auch dann nicht, wenn unter den Grabmalen wirkliche Kunstwerke vorhanden seien. Die Denkmale stünden zu dicht, es sei zu viel Dutzendware darunter, und die Ausschmückung mit Coniferen und Bäumen wiederhole sich ohne System und gegenseitige Rücksichtnahme. Die Konsequenz daraus zogen die großen Städte nach amerikanischem Vorbild in der Anlage parkartiger Friedhofsgärten. Der Karlsruher Hauptfriedhof ist dafür ein Beispiel. Das Krematorium als eine in Zukunft immer mehr in den Vordergrund tretende Beerdigungsstätte, erregte die besondere Aufmerksamkeit des Gartendirektors. Die 1911 entstandene Anlage ist ihm zu danken.
Was heute noch aus dem Werk von Friedrich Ries allen Karlsruhern alljährlich sichtbar vor Augen steht, das sind die „Rathauspetunien", die Ries eigens für die Ausschmükkung des Gebäudes gezüchtet hat. Sie wurde später in alle Welt verbreitet.
Friedrich Ries opferte sich neben seinen vielfältigen beruflichen Tätigkeiten für viele Dinge darüber hinaus auf. Sein gemeinnütziges Tun war außerordentlich umfangreich, und seine Arbeitskraft und sein Sachverstand wurden vielfach in Anspruch genommen: Wettbewerbe, Preisgerichte, Verbandstagungen, Ausstellungen waren ohne Ries kaum denkbar. Daß er daneben auch noch Studienreisen unternahm, kennzeichnet den sein ganzes Leben anhaltenden Willen zur Weiterbildung, die er dann seiner Stadt nutzbar zu machen vermochte. Außerdem war Ries lange Jahre Vorsitzender des Gartenbauvereines, des städt. Beamtenvereins, des Bad. Vereins für Geflügelzucht und Ehrenvorsitzender des Vereins Deutscher Rosenzüchter.
Auch auf literarischem Gebiet arbeitete der Gartendirektor erfolgreich. Daß er einen Stadtgartenführer schrieb, lag nahe. Sein hohes Ansehen in Fachkreisen wurde durch die Herausgabe der „Gartentechnik und Gartenkunst" zusammen mit dem Prof. der Großherzogl. Kunstgewerbeschule Franz Sales Meyer noch gesteigert. Es ist nicht verwunderlich, daß alle, die Ries nach seinem Tode ehrten, vor allem sein eisernes Pflichtgefühl und nie erlahmenden Schaffensdrang, seine aufopfernde Tag- und Nachtarbeit hervorhoben. Bei Friedrich Ries waren alle diese Eigenschaften die Basis seiner glänzenden Erfolge.
Aber natürlich läßt sich mit den physischen Kräften nicht unbegrenzt Raubbau treiben. Zudem mußte Friedrich Ries noch in seinen letzten Dienstjahren große Aufgaben bewältigen. Die Verlegung des Bahnhofes an seinen heutigen Platz und die dadurch bedingte

Erweiterung des Stadtgartens und anderer Anlagen verlangten von dem Gartendirektor weitsichtige Planung und Durchführung der Projekte. Der Gesundheitszustand von Friedrich Ries litt unter diesen Belastungen so erheblich, daß er 1915, also nach 37 Dienstjahren bei der Stadt, um seine Pensionierung bat, die ihm „unter besonderer Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste bewilligt wurde". (Badische Presse vom 1. 3. 1929.) Durch den Krieg bedingt, wurde die Zurruhesetzung aber erst 1917 wirksam. Friedrich Ries lebte dann noch zwölf Jahre in Durlach. Er wurde am 28. Februar 1929 von seinem erfolgreichen, tätigen Leben abberufen.

2. Friedrich Ratzel, Begründer der modernen Völkerkunde

Zu Schloß und Schloßgärtnerei gehört in Eichtersheim auch in der Nachbarschaft die alte Schloßapotheke. Auch heute noch liegt sie still und verträumt am Angelbach, ein Gebäude voller Tradition und Erinnerungen. Die Apotheke selbst befindet sich nicht mehr in dem Haus, sie wurde in einem wenig schönen und das ganze Barockensemble störende neuen Gebäude untergebracht. Aber die alte Apotheke blieb gottlob erhalten, und sie kann erzählen!

Friedrich Ratzel Foto: Generallandesarchiv

Am 9. August 1959 war sie Mittelpunkt von Feierlichkeiten, bei denen das Gebäude eine Gedenktafel mit folgender Inschrift erhielt: „Der große Geograph Friedrich Ratzel, geb. 1844 in Karlsruhe, gest. 1904 in Ammerland am Starnberger See, war von 1858—1862 in dieser Apotheke. In seinem Buche ‚Glücksinseln und Träume' setzte er seiner Apotheke, seinem Dorfe und dem Kraichgau ein unvergängliches Denkmal. Zum Dank an seinem 55. Todestag, Eichtersheim, 9. August 1959." Friedrich Ratzel war kein geborener Eichtersheimer, aber er ist mit dieser Gemeinde untrennbar verbunden.

Am 30. August 1844 wurde dem großherzoglichen Kammerdiener Ratzel in Karlsruhe ein Sohn geboren, den er Friedrich nannte. Der heranwachsende Junge besuchte die Volksschule und anschließend die Lanfontainische Erziehungsanstalt. Aus finanziellen Gründen mußte er die Studienzeit abbrechen und kam als Apothekerlehrling nach Eichtersheim.

Für jeden Menschen ist die Lehrzeit ein ausschlaggebender Abschnitt im Leben. Auch der junge Ratzel kam mit gemischten Gefühlen in den Kraichgau, dem er später in seinem schönen Buche „Glücksinseln und Träume" ein unnachahmliches literarisches Denkmal gesetzt hat. Kein anderer Mensch hat sich so wie er in Landschaft und Leute eingefühlt, und die Worte, die er für seine neue Heimat später fand, sind in der Tiefe des Empfindens Liebeserklärungen. Von seiner Apotheke berichtet er:

„Eine alte Landapotheke war noch nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine der altertümlichsten und barocksten Einrichtungen weit und breit. Viele von den Herr-

Die ehemalige Schloßapotheke Foto: L. Vögely

schaftssitzen, deren es in unserer Landschaft sehr viele gibt, waren im Vergleich damit modern. An und für sich ist eine Apotheke ein buntes Wirrwarr von Büchsen und Gläsern, Kisten und Flaschen, und der hundertfältige Inhalt zahlloser Gefäße besteht bald aus uralten Pflanzen- und Tierstoffen, nach denen kein vernünftiger Mensch mehr fragt, bald aus den modernsten Präparaten, die tödliche Eigenschaften hinter dem reinlichen Vorhemd bergen. Die schwarzen Totenköpfe, die auf viele von diesen Behältern gemalt sind, die Aufschriften Gift! und Vorsicht! vermehren die Schauer, die in den Räumen der Apotheken walten. Nun war aber damals eine Zeit, in die noch die obsoletesten Arzneimittel der Zeit der Goldmacher und Wunderdoktoren hineinreichten. Man zeigte mir in einem alten irdnen Topfe von der plumpsten Gestalt braune Erdstücke mit anhängenden Leinwandfetzen als Mumia vera, und in einem lavendelgefüllten Glase steckte eine weißbäuchige Eidechse, trocken wie Papier, Scinus marinus; auch Hechtkiefer und Kellerasseln waren in Gläsern aufgestellt. Man zeigte mir lachend getrocknete Schlammhäufchen von der Straße, die mit geschmolzenem Schwefel dünn überstrichen waren, und nannte sie Sulfur caballinum, Roßschwefel; früher hatte diesen Namen eine unreine, billige Schwefelsorte getragen, und da es jetzt nur reinen Schwefel zu kaufen gab, kam man auf diese billige Art der fortdauernden Nachfrage nach unreinem Schwefel nach. Der Schinder verkaufte uns das halbflüssige grauliche Hundefett, Abfall der Hundebraten, die er sich schmecken ließ, und wir befriedigten damit den Wunsch der Bauern nach Armesünderfett, Menschenfett, Affenfett, Katzenfett, Bärenfett. In staubigen Winkeln standen Windöfen und Retorten, in denen vielleicht einst der Stein der Weisen

geglüht oder die Muttertinktur aller Heilsäfte zum Lebenselixier digeriert, gekocht und destilliert worden war. Täglich wurde gestoßen, gerieben, gehackt, geschnitten."
Und ein paar Seiten weiter heißt es:
„Wenn wir grünliches Chlorgas destillierten und alles ringsumher sich die Nase zuhielt, und der blauhändige Färber, unser Nachbar, von jenseits der Hofmauer rief: Nächstens krepiert mein Schwein noch von euerm Gestank! dann schwollen unsere Herzen. Es ist wahr, es riecht schlecht, es verursacht Hustenreiz, aber es ist Chlor! Wie das schon klingt! Und wir husteten und fühlten unsere Augen brennen; aber nur nicht klagen, sondern mit ernster Würde wiederholen: Chlor! Dörfliche Einsamkeit ist gerade der rechte Boden für das Gedeihen dieses bescheidenen Gewächses. Im Winter, wenn tiefer Schnee den Verkehr auf das allernotwendigste beschränkte, die weite Welt wie verschlafen unter ihrer Decke lag, und wir uns mit Muße dem Destillieren und Sublimieren im qualmenden Laboratorium, genannt Hexenküche, hingeben konnten, kam etwas von alchimistischer Stimmung über uns. Gold oder den Stein der Weisen machen zu wollen, dafür waren wir ja zu aufgeklärt; aber wenn die Destillation irgend eines bekannten Stoffes gelang, sahen wir in jedem Tropfen, der in die Phiole fiel, ‚das Werk, das gelungen', und es wurde uns weiter um die Brust."
Köstlich ist auch jene Episode, wo der in die zu Besuch in der Apotheke weilende Nichte Luise der Apothekerfamilie verliebte junge Mann bei der Gartenarbeit mit dem Kressesamen ein schwungvolles „L" säte. Und welche Qual, bis der täglich sichtbarer werdende und alles verratende Buchstabe endlich als Salat aufgegessen war! Luise schloß die ungewöhnliche Huldigung mit folgendem Vers:

Wenn es die Kressesaat zu schnell verrät,
Was für ein Name dir im Herzen steht,
So nimm und mische alles zum Salat
Und salze ihn mit Tränen, dies mein Rat.
Doch iß die Kresse jung, wenn sie recht zart,
Und sprich dazu: Mein Herze werde hart.

Und wie großartig empfand Ratzel die Landschaft des Kraichgaus: „Unser Land besteht aus gelblichem Keupersandstein, der ziemlich weich ist; deshalb steigt man beständig rundliche Hügel hinan, die nicht sehr hoch, und breite Mulden hinab, die nicht sehr tief sind. In den Mulden gehn stille Bäche unter Erlen über grüne, wohldrainierte Wiesen, an ihnen ziehn sich Dörfchen von mäßiger Größe hin, an den Hängen liegen die Felder, und oben stehn dunkle Wälder mit ganz geraden Rändern. Es ist eine weiche, liebliche Welt, für den Menschen wie gemacht, dem sie keine großen Beschwerden entgegensetzt, und diese Welt besteht wieder aus ebensovielen kleinen Welten, als Dörfer sich um Kirchtürme gesammelt haben, jede von der andern so weit entfernt, daß sich die Herren Pfarrer und andre, die übrige Zeit haben, bequem an schönen Nachmittagen besuchen können. Oben auf den Höhen laufen die bequemen Landstraßen, unten in den Tälern die lauschigen Fußwege, die diese kleinen Welten untereinander und mit der weiten Welt draußen verbinden. An den Landstraßen stehn große Obstbäume und längs den Fußwegen an den Bächen Erlen, deren Blätter fast schwarzgrün und glänzend sind, und wo Wege über Wiesen führen, Hecken, die Brombeere und Waldrebe dicht übersponnen haben. Es liegt in der Natur eines solchen Landes, daß es viele idyllische Winkel hat, und die Menschen, die sich darin angesiedelt haben, haben viele Jahrhunderte lang dazu beigetragen, solche Winkel zu hegen und zu vermehren. Sie wissen, daß das schön ist und wohl tut, reden aber nicht davon; es muß so sein."
Die Jahre in der alten Eichtersheimer Apotheke waren für Ratzel eine Zeit des innerlichen Reifens, des Strebens nach höherer Bildung. Hell und Dunkel wechselten einander ab, hingenommen mit der Ausschließlichkeit der Jugend.

Ratzel bestand 1862 in Neckarbischofsheim die Apothekergehilfenprüfung und praktizierte dann in Rapperswyl am Züricher See und in Mörs am Niederrhein. Inzwischen aber hatte er rastlos an sich selber gearbeitet und hatte die Genugtuung, im Frühjahr 1866 doch noch die Reifeprüfung zu bestehen. Nun begann er sein Studium der Naturwissenschaften am Polytechnikum in Karlsruhe und ging an der Universität Heidelberg auf die engeren Fachgebiete der Geologie und Zoologie über. Hier promovierte er auch mit einer zoologischen Arbeit.

Für den jungen Doktor folgten jetzt Jahre der vielfältigsten Arbeit. 1868/69 finden wir ihn an der Universität Montpellier und in Cette bei eingehenden zoologischen Studien. Von diesem Aufenthalt sandte er Aufsätze an die „Kölnische Zeitung". Die Artikel fanden einen so großen Anklang, daß Ratzel als Reiseberichterstatter dieser Zeitung weite Gebiete des Mittelmeeres besuchte. Die Berichterstattertätigkeit führte ihn auch nach Siebenbürgen, Italien, Sizilien, Ungarn, Rumänien, und 1873 schloß sich eine zweijährige Reise nach Mittel- und Nordamerika an. Nach seiner Rückkehr entschloß sich Ratzel für die wissenschaftliche Lehrtätigkeit und ging als Privatdozent für Geographie nach München. Die Anzahl seiner inzwischen veröffentlichten fachwissenschaftlichen Arbeiten trugen dazu bei, daß er bald außerordentlicher und 1880 ordentlicher Professor wurde. Im Sommer 1886 nahm Ratzel einen Ruf nach Leipzig an und wurde Nachfolger des berühmten Geographen Ferdinand von Richthofen. In Leipzig entfaltete Ratzel eine sehr vielseitige Tätigkeit; wurde Mitglied vieler wissenschaftlicher Gesellschaften und zählte Studenten aus allen Ländern der Erde zu seinen Schülern. 1889 wurde ihm der Titel eines Geheimen Hofrates verliehen.

Schon Jahre vorher machte Ratzel ein Kehlkopfleiden viel zu schaffen, hinzu kam noch ein ernsthaftes Herzleiden. Ihm erlag Friedrich Ratzel unvermutet am 9. August 1904 bei einem Spaziergang auf seinem Sommersitz Ammerland am Starnberger See. Ratzel gehörte zu den Gelehrten, von denen die geographische Wissenschaft entscheidende Förderung erfuhr. Er hat die Anthropogeographie — der Name stammt von ihm — zu einem selbständigen Wissenszweig ausgebaut. Das gilt auch für die politische Geographie, der Vorläuferin der Geopolitik. Ratzel wurde vom Zoologen zum Geographen und Ethnologen. Sehr groß ist die Anzahl der wissenschaftlichen Beiträge und Werke, die aus seiner Feder stammen. Ein nach seinem Tode herausgebrachtes Verzeichnis seiner Schriften, Aufsätze usw. umfaßt 1200 Nummern.

Friedrich Hecker

Dem Eingang zum Schloßpark gegenüber liegt das ehemalige Rentamt der Freiherren von Venningen. Es ist das Geburtshaus des berühmtesten Eichtersheimers und Kraichgauers Friedrich Hecker. Über ihn ist schon so viel geschrieben worden, er ist als Revolutionär eine so allgemein bekannte Persönlichkeit, daß im Rahmen dieses Aufsatzes nur die Hauptdaten seines wechselvollen Lebens und Wirkens wieder in Erinnerung gebracht werden sollen.

Im Geburts- und Taufbuch der katholischen Pfarrei Eichtersheim ist zu lesen: „Im Jahre 1811, den 28. September, nachts $^1/_2$ auf 11 Uhr wurde in Eichtersheim geboren Friedrich Karl Franz Hecker, Sohn des Fürstlich Primatischen Herrn Hofrat, Grundherrlich von Venningschen Konsulates Josef Hecker und seiner Gattin Wilhelmina geb. von Lüders, und wurde am 20. Oktober in der katholischen Pfarrkirche dahier feierlich von mir getauft. (Nach vorgegangener Nottaufe.) Die Taufpatenstelle dabei hat übernommen Herr Baron Fritz von Venningen, ältester Sohn der Reichsfrau von Venningen. Zeugen dieser Geburt und dieser Beurkundung sind der hiesige Grundherrliche Herr Amtmann Christ und der hiesige Assistenzarzt Herr Doktor Schwarz, 25 Jahre alt, keiner ver-

Friedrich Hecker Foto: Generallandesarchiv

wandt. Beurkundet Eichtersheim, den 20. Oktober 1811. Kath. Pfarr- und bürgerliches Standesamt. gez. Prior." Interessant, daß der später so vitale und kräftige Mann die Nottaufe erhalten mußte, und daß der spätere Revolutionär so erlauchte Taufpaten hatte.

Der ungebundenen Jugendzeit folgten die Schuljahre: Abitur in Rastatt, Jurastudium in Heidelberg und München. Hecker wohnte ab 1838 in Mannheim, gründete seine Familie und wurde bald ein bekannter und geschätzter Rechtsanwalt beim Oberhofgericht. Bei dieser Tätigkeit kamen seine bekannten Eigenschaften erstmals zutage: Temperament und Eloquenz, verbunden mit einer imponierenden männlichen Gestalt. Hecker wurde in den Stadtrat gewählt und gewann schließlich 1842 das Mandat des Wahlbezirks Weinheim-Ladenburg und zog als Abgeordneter in die II. Badische Kammer ein. Mit ihm gewann die liberale Opposition eine ihrer interessantesten Persönlichkeiten.

Für Hecker bedeutete der Eintritt in die Kammer der schicksalhafte Wendepunkt in seinem Leben. In nur sechs Jahren wurde er „der Hecker", der Mann, der auch heute noch im Kraichgau lebendig ist. Sechs Jahre sind eine nur kurze Zeitspanne, sie genügte, um Hecker zu einem der Hauptvertreter des badischen Liberalismus zu entwickeln, ihn zum Republikaner zu wandeln und ihn schließlich zu dem zwar bekannten, aber letztlich doch unglücklichen Revolutionär zu machen. Dieses grobe Raster soll hier nicht mit den bekannten Details (z. B. den Offenburger Versammlungen Sept. 1847 und März 1848, der Bildung der Volksvereine, Vorparlament, Verhaftung Ficklers u. a.) ausgefüllt werden. (Siehe dazu L. Vögely „Hecker hoch! Dein Name schallet ..", Bad. Heimat, Heft 1/1981, S. 85—103). Sein Weg führte ihn im zwangsläufigen und unentrinnbaren Ablauf auf die Scheideck, „wo die hessischen und badischen Soldaten am 20. April 1848 den Traum von der Republik wie eine Seifenblase platzen ließen und Hecker zwangen, seine Heimat für immer zu verlassen und in der Schweiz, in Muttenz bei Basel, Zuflucht zu suchen. Damit verschwand Hekker von der badischen politischen Bühne, er hat sie nie mehr betreten. Merkwürdigerweise hat das Gefecht bei Kandern die magische Kraft von Heckers Name nicht zerstört. Im Gegenteil, der Heckernimbus nahm immer mehr zu, und der geschlagene Revolutionär wurde zum ‚Abgott' des Volkes" (aus o. a. Aufsatz S. 89). Muttenz wurde zum Mekka der Republikaner.

Heckers Weg führte ihn — wie bei vielen seiner Mitstreiter — nach Amerika. Damit ging er den sich häufenden Schwierigkeiten und Enttäuschungen aus dem Wege. Hecker kaufte sich in der Gegend von St. Louis in der Nähe von Belleville (Illinois) eine Farm und bewirtschaftete diese. Bald kam er nach Europa zurück, als die revolutionäre Regierung ihn 1849 rief. Aber er erreichte nur

Straßburg — dann war auch dieser Traum von der Republik zu Ende.
Noch einmal kam für Hecker eine große Zeit, als der amerikanische Bürgerkrieg ausbrach. Er führte den Nordstaaten ein Regiment zu und kämpfte mit großer persönlicher Tapferkeit. Nicht gewohnt, selbst zu gehorchen, war Hecker ein schlechter Kommandeur. Es gab große Schwierigkeiten, auch seinen Vorgesetzten gegenüber, so daß das Regiment 1861 aufgelöst werden mußte. Noch einmal stand Hecker an der Spitze einer Brigade im Feld. Aber auch dieses Kommando ging nicht gut aus. Er zog sich auf seine Farm zurück.
Hecker blieb aber zeitlebens ein scharfer Beobachter der Vorgänge in Deutschland. Als nach dem Krieg 1870/71 das Kaiserreich gegründet worden war, kam er 1873 noch einmal in die alte Heimat, begeistert von den Demokraten empfangen. Hecker gefiel manches nicht am neuen Reich, und er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Aber wieder aktiv in die Politik einzugreifen, daran hat er nicht mehr gedacht. Hecker muß damals auch in Eichtersheim gewesen sein. Nach 1945 erzählten dem Verfasser dieses Aufsatzes noch ältere Leute von seinem Besuch. Auch kleine Andenken an ihn waren noch vorhanden. Wie schade ist es, daß damals das Erzählte nicht festgehalten wurde, jetzt ist es unwiederbringlich verloren.
Heckers unvorstellbare Popularität aber wirkt heute noch im Kraichgau nach, mag auch sein Charakterbild in der historischen Betrachtung schwanken. In unserer Heimat blieb die kraftvolle Erscheinung dieses Mannes mit ihrer großen Wirkung auf die Menschen lebendig. Seine vielen negativen Seiten, die er ohne Zweifel hatte (wenig Geduld, Launen, Eigensinn, Sturm statt Überlegung, das ihm nachgesagte fehlende fundierte Wissen z. B.), zählten beim Volke nicht. Darüber zu sinnieren, zu analysieren und zu polemisieren war Sache der Politiker und des gehobenen Bürgertums. Für das Volk blieb Friedrich Hecker der treue, ehrliche Freund, der ohne Falsch für seine Sache kämpfte.

Karl und Michael Stocker

In seiner kurz gefaßten Chronik der Gemeinde Eichtersheim schreibt Gustav Schleckmann auf S. 24: „Nicht unerwähnt will ich die Familie Stocker lassen, welche Damast- und Kunstweber waren. Die Gebrüder Karl und Michael Stocker fertigten im jugendlichen Alter von 19 und 20 Jahren im Jahre 1820 das berühmt gewordene Altartuch von Tairnbach an. Sie arbeiteten daran fast ein ganzes Jahr und erhielten dafür 120 Gulden." Die Stocker scheinen in Eichtersheim geradezu eine „Weberfirma" gebildet zu haben. Auf Anfrage stellte Herr Pfarrer Huhn, Angelbachtal, dem Verfasser freundlicherweise folgende Angaben zur Verfügung. Sie geben Auskunft über die Stocker in der in Frage kommenden Zeit:

1. Bürger und Kunstweber Carl Heimrich Stocker und Margarete geb. Lampertsdörfer.
Sie hatten zwei Söhne:
Philipp Carl Michael Stocker, geb. 15. 4. 1830 in Eichtersheim, gest. 18. 9. 1882
Philipp Friedrich Stocker, geb. 20. 6. 1835 in Eichtersheim
2. Michael Stocker, Weber, und Emilie v. Gemmingen
Das Ehepaar hatte einen Sohn:
Johann, Michael, Ludwig August Stocker, geb. 20. 8. 1833 in Eichtersheim
3. Kunstweber Christoph Johann Friedrich Stocker und Henriette Friederike von Gemmingen
Das Ehepaar hatte einen Sohn:
Ludwig Friedrich Wilhelm August Stocker, geb. 12. 4. 1841 in Eichtersheim

Über das von den Gebrüdern Stocker gefertigte Altartuch schreibt Schleckmann weiter: „Bei dieser Arbeit glückte ihnen als ersten der schwierige Versuch Bilder in den Stoff einzuweben, die auf der Rückseite ein ganz anderes Motiv zeigen als auf der Vorder-

seite. Die Anerkennung dieses Kunstwerkes finden wir im Lexikon von Baden 1844, in welchem die Kunstweber Stocker, Eichtersheim, für künftige Generationen Erwähnung finden. (Anm.: Wörtlich heißt es in dem Universal-Lexikon unter Eichtersheim u. a.: „Die Gebrüder Stocker sind geschickte Bildweber, auch wohnt ein Korbsesselmacher in Eichtersheim.") 1886 tut in ausführlicher Weise der große Historiker Prof. Dr. Mone, Karlsruhe, in seinem Werke ‚Die bildenden Künste im Großherzogtum einst und jetzt' diesem Kunstwerk der Gebrüder Stocker, Eichtersheim, Erwähnung." Soweit Schleckmann. Leider hat der Verfasser dieser Zeilen bei Mone in dem angegebenen Werk nichts über die Stocker gefunden.

Auf jeden Fall mußte es sich lohnen, nach diesem so hoch eingeschätzten Altartuch zu forschen, da dessen Existenz nach der langen Zeit, besonders nach dem 2. Weltkrieg, doch sehr fraglich geworden war. Eine Anfrage beim evangelischen Pfarramt in Tairnbach, von Herrn Pfarrer Höflin, sofort beantwortet, brachte folgendes erfreuliche Ergebnis: „Ich kam vor 23 Jahren als Pfarrer nach Tairnbach und entdeckte das Altartuch in völlig verwahrlostem Zustand in einer beschädigten Pappschachtel im Abstellraum der Kirche. Bis etwa 1950 diente es als Altardecke bei Abendmahlsgottesdiensten. Ich meldete den Tatbestand dem Amt für Denkmalspflege in Karlsruhe und bat um Hilfe bei der Restaurierung. Eine solche wurde nicht bewilligt. Das Tuch wurde anschließend kirchlich nicht mehr genutzt." Und weiter teilte Herr Pfarrer Höflin mit: „Das Tuch wurde von den Wieslocher Eheleuten Karl Steingötter für die lutherische Kirche in Wiesloch gestiftet. Hergestellt wurde es durch die Firma Stocker, Eichtersheim. Nach Dislozierung der Kirche hierher (Anm.: 1823) ging das Altartuch in den Besitz der Kirchengemeinde Tairnbach über. Die Stifterfamilie besuchte noch lange Jahre hindurch an Feiertagen die Gottesdienste in Tairnbach. Die Altardecke, die schon 1881 bei einer Kunstausstellung in Karlsruhe als einzig gewebte Bilddecke zur Schau gestellt wurde, zeigt Bilder aus der Passionsgeschichte." Alarmierend war aber folgender Passus des Schreibens, wo Herr Pfarrer Höflin schreibt, daß gegenwärtig versucht wird, das Kunstwerk irgendwo preisgünstig aufhängefähig zu machen. Schon zuvor wollte eine Spezialwerkstätte für 10 000.— DM das Tuch restaurieren.

Zunächst einmal war es hocherfreulich, daß das Altartuch noch vorhanden war, andererseits aber sollte es zwar mit gutem Willen, aber doch unsachgemäß „aufhängefähig" gemacht werden. Eile tat also not. Mit Frau Dr. Siefert vom Bad. Landesmuseum fuhr deshalb der Verfasser nach Tairnbach, um das Altartuch zu sehen und seinen Zustand zu begutachten.

Das Altartuch der Brüder Stocker ist eine Beiderwand-Damastarbeit und außerordentlich wertvoll und selten. In das tief schwarze Tuch sind fünf Bilder aus der Passionsgeschichte eingewoben. Auf der breiten Vorderseite, den Gläubigen zugewandt, sind es drei, in der Mitte die Kreuzigung Jesu, und je eines an den beiden Schmalseiten. Die Angabe Schleckmanns, daß auf der Rückseite sich völlig andere Motive wie auf der Vorderseite befinden, ist irrig. Die Farbe der Bilder und des Tuches sind auf der Rückseite gerade umgekehrt wie auf der Vorderseite. Der Wert des Tuches wird durch seine genaue Datierung und die Kenntnis der Weber erhöht. Das Landesmuseum besitzt kein solches Stück aus Baden aus jener Zeit, es ist ein Unikat. Da Pfarrer und Kirchengemeinderat in Tairnbach Schwierigkeiten in der richtigen Aufbewahrung und Erhaltung des Tuches hätten, wurde folgender Vorschlag gemacht: Das Tuch kommt als Dauerleihgabe in das Landesmuseum nach Karlsruhe. Durch Vertrag wird sichergestellt, daß die evang. Kirchengemeinde Tairnbach Eigentümer des Tuches bleibt und es jederzeit bei Bedarf ausleihen kann.

Es spricht für die Einsicht des Kirchengemeinderates, daß er diesem Vorschlag zugestimmt hat. Das Altartuch wird in Kürze dem Landesmuseum in würdiger Form übergeben. Damit wird ein sehr seltenes und einmaliges Stück heimischer Damastweberkunst gerettet. Dabei haben viele glückliche Umstände mitgespielt. Vielleicht ließe sich landauf-landab noch manches wertvolle Stück Kulturgut durch Aufmerksamkeit und Aufgeschlossenheit erhalten. Es wäre schön, wenn das Altartuch der Brüder Stocker dazu einen Anstoß geben könnte.

Über das Tuch wird zu gegebener Zeit und nach noch notwendigen Nachforschungen in einem der Hefte der „Badischen Heimat" ein kunstgeschichtlicher Beitrag erscheinen, der es in gebührender Weise würdigt.

Mit dem Altartuch der Gebrüder Stocker ist der Bogen zur Gegenwart geschlagen, eine Zeit von über 160 Jahren überbrückt. Welches Glück, daß alle baulichen Schönheiten des Dorfes am Angelbach erhalten geblieben sind, die uns heute erfreuen, aber uns auch die Verpflichtung ihrer Erhaltung für die kommenden Geschlechter auferlegen.

Literaturangabe

1. Schleckmann, Gustav, Die Chronik der Gemeinde Eichtersheim, Eppingen 1948
2. Ries, Friedrich, Führer durch den Stadtgarten zu Karlsruhe, im Auftrag des Stadtrates verfaßt von Friedrich Ries, städt. Gartendirektor, 22. Abb. und 1 Plan des Stadtgartens, Karlsruhe 1910
3. Meyer, Franz Sales/Ries, Friedrich, Hrsg. Die Gartenkunst in Wort und Bild mit 300 Abb. und Plänen im Text, Leipzig 1904
4. Meyer, Franz Sales/Ries, Friedrich, Gartentechnik und Gartenkunst mit 490 Abb. und Plänen sowie 8 Tafeln in Farbendruck, Leipzig 1911
5. Badische Presse Nr. 102, Freitag, 1. 3. 1929, Nachruf auf Gartendirektor Friedrich Ries
6. Badische Neueste Nachrichten vom 24. 2. 1979, Gedenkartikel auf Friedrich Ries zu dessen 50. Todestag
7. Ratzel, Friedrich, Glücksinseln und Träume, Leipzig 1905
8. Lacroix, Emil/Niester Heinrich, Kunstwanderungen in Baden, Stuttgart 1959
9. Miller, Max, Hrsg., Baden-Württemberg, Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, 6. Band, Stuttgart 1965
10. Haaß, Wolfgang, Friedrich Hecker, Leben und Wirken, Hrsg. Gemeinde Angelbachtal, Sinsheim 1981
11. Vögely, Ludwig, Hecker hoch! Dein Name schallet ..., Bad. Heimat, Heft 1/1981
12. Krieger, Albert, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Heidelberg 1898
13. Oechelheuser, Adolf von, Hrsg., Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Sinsheim, Eppingen und Wiesloch, Tübingen 1909
14. Theiss, Konrad/Baumhauer, Hermann, Der Kreis Sinsheim, Aalen-Stuttgart 1964

Die Kraichgaustadt Eppingen

Einkaufs-, Schul- und Verwaltungszentrum im Westteil des Landkreises Heilbronn a. N.

Sehenswerte ehemalige Reichsstadt mit berühmten Fachwerkhäusern. Modellhäuser, Chorturmfresken, Ottilienberg-Kapelle. Ausgangspunkt des Eppinger-Linien-Wanderwegs nach Maulbronn und Pforzheim, nördliche Eingangspforte zum Zabergäu. Waldsportzentrum, Hallenbad.

10.—21. 7. 1985
Festwoche „1000 Jahre Eppingen".

Auskunft und Prospekte durch
Stadtverwaltung (Tel. 07262/60416) und
Verkehrsverein (Tel. 07262/5003).

Burgruine Steinsberg, Zeichnung von Theo Sand